25

8°
Paed. Pr.
~~208~~
2025

Lautenschlager

Zum Thierarzt Seite 100.

C. Glocker inv. — J. Leudner sc. München.

Du bist ausser Gefahr!

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Maria hilft

und

der Thierarzt.

Zwei Erzählungen für die reifere Jugend.

Vom
Verfasser der Erzählungen des „Priesters Ottmar,
Agnes und Sophia“ ꝛc. ꝛc.

Mit Approbation des hochwürdigsten Ordinariates des
Erzbisthums München-Freysing.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1842.
Verlag von Lampart & Comp.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

[1.]

Maria hilft.

Erstes Kapitel.

Mutterschmerz und Mutterhoffnung.

An dem Fuße des Rhöngebirges liegt in einer schönen, doch keineswegs fruchtbaren Gegend ein kleines Dorf; die Bewohner desselben sind arm, aber zufrieden und von christlicher Gesinnung; diese zeigt sich dadurch besonders, daß sie alles aufbieten, ihr Kirchlein in einem würdigen Zustande zu erhalten; manches schöne Bild, mancher sinniger Schmuck des Altars, den die Armuth hierher geopfert, überrascht das Auge, während das Herz durch die ungeheuchelte Frömmigkeit derjenigen erbaut wird, die hier zahlreich ihre Andacht verrichten. Geht man von der Kirche, eine schöne Birkenallee entlang eine Viertelstunde abwärts, so kommt man in ein kleines anmuthiges Thal; hier steht zwischen zwei Eichen, von Rosenbüschen umgeben, ein hölzernes, schön geschnitztes Bild der heiligsten Jungfrau und Gottesmutter, die Strahlenkrone um das Haupt, die Arme ausgestreckt, als ob sie einst das Jesukindlein getragen: ich sage einstmals; denn eine ruchlose Hand raubte vor vielen Jah-

ren das reichgeschmückte Jesukind, und von dieser Zeit an fehlt der Mutter das Kind; man kann nicht ohne Rührung die Arme betrachten, die umsonst sich öffnen, das Kindlein zu umfassen, nicht ohne tiefe Bewegung die Augen sehen, die voll treuer Mutterliebe noch dahin blicken, wo einst ihr Söhnlein geruht, und die ihn jetzt nimmer finden.

Es wird aber dieß Bild von den Bewohnern des Dorfes und der ganzen Umgegend sehr in Ehren gehalten; viele wallen dahin und verrichten dort andächtigen Herzens ihr Gebet; besonders Väter und Mütter, die mit unglücklichen, verführten und leidenden Kindern heimgesucht sind, nehmen hieher zu der Gnadenmutter ihre Zuflucht, und beten für ihre Kinder; gar manche aus ihnen haben freudig bekannt, sie seyen durch die Fürbitte der heiligsten Jungfrau von Gott der Erhörung gewürdigt worden.

Unter den betrübten Müttern wandte sich wohl keiner öfters zu dem Gnadenbilde, als Margaretha Ram, eine alte Söldnerswittwe; sie hatte frühe ihren Ehemann verloren, allein mit christlicher Ergebung in den Willen Gottes diesen harten Verlust ertragen und nur mit so größerer Liebe sich bemüht, ihrem einzigen Söhnlein, Joseph, dem Ebenbilde ihres Gatten, eine gute Erziehung zu geben. Joseph rechtfertigte die Hoffnung der Mutter, die sich an ihm eine Stütze für ihr Alter erziehen wollte; er liebte das Gebet und war Jahr für Jahr in der Schule der fleißigste, sittsamste Knabe; schlechte Gesellschaft mied er durchaus und nirgends war er in seinen Erholungsstunden lieber, als bei der Mutter oder im Pfarrhofe, wo der Pfar-

rer große Stücke auf ihn hielt, und täglich sich eine Stunde von seiner Zeit abbrach, um dem Knaben Unterricht in der lateinischen Sprache und in der Musik zu geben. Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Begünstigung von Seite des Pfarrherrn bei manchen Schülern Neid und Abneigung gegen Joseph erweckte; dieß schmerzte wohl das gute Gemüth des Knaben; doch keineswegs vergalt er Gleiches mit Gleichem; er bestrebte sich jedem, auch seinen Feinden, freundlich zu begegnen und ihnen Gutes zu erweisen; manche, durch solch liebevolles Benehmen gerührt, erkannten ihr Unrecht und söhnten sich mit Joseph aus; allein andere beharrten nur um so mehr in der feindseligen Erbitterung gegen ihn, und der Haß gegen den Schuldlosen wuchs in ihren Herzen und wurde mit ihnen groß. —

Zu diesen gehörten vor allen zwei Söhne eines Schmiedes, Namens Nikolaus und Balthasar; sie hatten durchaus, auch nicht im geringsten einen Grund, Joseph abgeneigt zu seyn; allein es verdroß sie, daß er von Allen geehrt und gelobt wurde und bei dem Schullehrer wie bei dem Pfarrer selbst so sehr angesehen war, während sie selbst nirgends Lob, wohl aber von gar vielen Seiten Tadel und Zurechtweisung erfuhren.

Wir berühren dieß Verhältniß zwischen Joseph und den Söhnen des Schmiedes um so mehr, weil es für Joseph's Zukunft entscheidend wurde. Joseph wuchs heran, gesund und blühend am Körper, schuldlos und kenntnißvoll an Geiste; der Schullehrer wurde älter und schwächer: schon mit sechzehn Jahren wurde

Joseph sein Gehilfe; der Pfarrer sprach es laut aus, daß der alternde Schullehrer keinen bessern Nachfolger erhalten könnte, als Joseph; der Schuldienst schien dem braven Jüngling gewiß; da verschwand auf einmal Joseph und niemand wußte, wohin er gekommen sey.

An einem Kirchweihfeste eines benachbarten Dörfleins, hatte Joseph mit dem alten Schullehrer die Kirchenmusik besorgt; die freundliche Einladung eines bekannten, biedern Bauerns zum Mittagessen ward von ihnen nicht ausgeschlagen; die gute Gesellschaft und die allgemeine Fröhlichkeit der Gäste ließ sie länger verweilen, als sie es anfänglich im Sinne gehabt hatten; es war finster geworden, wie sie aufbrachen; sie mußten durch ein Wäldlein; Joseph und der Schullehrer hörten zwischen den Büschen ein schmerzhaftes, leises Aechzen; sie beiden standen stille und riefen, wo es fehle. „Helft mir", seufzte die ächzende Stimme. Joseph voll Eifer und Barmherzigkeit wollte sogleich auf die Stimme zugehen. Der alte Schullehrer, erfahren und nicht ohne Sorgen, schlug vor, in den Bauernhof zurückzukehren, und dort mit Licht und einer Tragbahre zurückzukommen; denn ihm schien es, als hätte jemand den Fuß gebrochen oder sey sonst krank geworden.

Joseph aber, jugendlich, rasch und voll Begierde, dem Verunglückten zu helfen, bat den Schullehrer, an dem Sträßlein zu warten; er wolle über den Graben steigen und dann, sobald er den Leidenden gefunden, ihm, dem Schullehrer, zurufen. Gesagt, gethan; rasch sprang Joseph über den Graben und drängte sich

durch das dicke Gebüsch dem Leidenden zu, der auf das neue jammerte und ächzte. Der Schullehrer hörte es, wie Joseph zu dem Verunglückten einige tröstende Worte sprach; auf einmal wurde es stille; der Schullehrer vernahm noch einen tiefen unterdrückten Schrei und spöttisches Lachen. — Aengstlich wartete er lange Zeit auf Joseph; auf sein lautes und oftmaliges Rufen erfolgte keine Antwort; erschrocken und das Aergste fürchtend, lief der alte Mann in das Dorf zurück, erzählte Alles und verlangte Hilfe und Beistand.

Eilends begaben sich einige gute Männer mit dem bekümmerten Schullehrer in den Wald; alles wurde durchsucht, und durchrufen; von Joseph fand sich keine Spur; als er selbst nach einigen Tagen nicht heimkehrte, da kam, über alle im Dorfe über die Mutter, wie über den Pfarrherrn die größte Kümmerniß; man hatte auf der Kirchweihe die bösen Söhne des Schmiedes gesehen; andere erzählten noch, es hätten sich allerlei verdächtige Leute im Wirthshause gezeigt, die den schönen, herrlich gewachsenen Joseph nicht aus den Augen gelassen; der Wirth meinte sogar, es wären diese Männer preußische oder hessische Werber gewesen und recht leicht hätten sie den guten, arglosen Jüngling in eine Falle gelockt, aus der für ihn kein Entkommen gewesen.

Alle Nachforschungen und Ausschreibungen blieben fruchtlos. Man wartete Wochen, Monate, Jahre lang auf den verlornen Sohn; Joseph kam nicht; die Betrübniß des guten Pfarrherrn war groß; der Schullehrer wollte sich lange Zeit gar nicht trösten lassen: den Jammer der Mutter, die in Joseph um

ihr einziges Kind gekommen, ist nicht zu schildern; alle Kirchen ging sie ab, alle Wallfahrten besuchte sie, um die Heimkehr des einzigen geliebten Kindes zu erbitten, die kinderlose Gnadenmutter, — so nannte man das Bild im Thale — wurde von ihr tagtäglich und öfters des Tages besucht, und mit heißen Thränen angefleht, doch bald das arme Söhnlein zur trauernden Mutter zu schicken. Es vergingen Jahre, Joseph kam nicht; es wurden acht Jahre und noch nicht gab die Mutter Margaretha die Hoffnung auf: „Er muß noch kommen, mein Joseph! sagte sie öfters; er lebt noch; ich weiß es gewiß; da drinnen sagt es mir eine Stimme; ich will fortbitten und zu bitten nicht aufhören, bis ich erhört werde!“

Margaretha empfand die Beschwerden des Alters; sie nahm jetzt ein armes, vater- und mutterloses Waislein, Namens Agatha, zu sich und lebte mit ihr still und ruhig, dem Herrn ergeben und immer hoffend, fort. Ihre geringe Bedürfnisse bestritt sie aus dem Erlöse des Spinnens und Strickens, wobei ihr Agatha fleißige Hilfe leistete. Auch der Pfarrherr und der Schullehrer unterstützten sie, daß sie und Agatha sorglos leben und Joseph's Abwesenheit in dieser Hinsicht nicht fühlen durften. Und dennoch war Joseph der Mutter einziger Gedanke, einziges Sehnen; mit dem Gedanken an ihn wachte sie auf, mit Gebet für ihn legte sie sich nieder; kaum war die Sonne aufgegangen, so eilte Margaretha hinab in das Thal, zu dem Bilde der kinderlosen Gnaden-Mutter, klagte dort ihre Schmerzen um den verlornen Sohn und flehte die Fürbitte der seligsten Jung-

frau für ihn, für sie an: und allemal wurde ihr dann leichter; die Hoffnung Joseph wieder zu sehen, welche der Pfarrer, der Schullehrer und fast Alle im Dorfe schon aufgegeben hatten, wurde dann immer auf das neue gestärkt und sie in ihrem Leiden getröstet; kam nun der Abend, so besuchte Margaretha mit ihrer Pflegetochter die heilige Jungfrau und bat sie auf das neue, ihrem Sohne ja doch zu helfen; manchen Rosenkranz betete sie dann zu Ehren ihrer Schmerzen ab; manche Kränze von Feldblumen wand sie dann um ihre Stirne, und oft traf sie noch der Mond im Gebete ringend für den theuern Sohn.

Es war an dem Feste Maria Heimsuchung, als sie wieder vor dem Gnadenbilde knieete; mehr als sonst erwog sie die Schmerzen Maria's unter dem Kreuze, und ihr Auge wurde thränenfeucht. Das Bild mit den Armen, nach dem theuern Kinde ausgebreitet, mit den Augen, die umsonst nach dem Verlornen schauten, stellte es nicht auch ihre Mutterschmerzen dar?«

»O Mutter Maria«, seufzte sie, »wie du hier, so breitete auch ich meine Arme nach meinem Joseph aus und kann ihn nicht umfassen; wie du, wende ich mein Auge sehnsüchtig nach allen Seiten und kann sein theures Antlitz nicht erblicken. O Maria hilf! Maria hilf!«

Von Leiden überwältigt, umschlang sie die Füße Maria's und legte bittend das Haupt an ihr Knie. Da kam ihr plötzlich ein guter Gedanke; freudig erhob sie sich: »Mutter Maria«, rief sie mit leuchtenden Augen; »der Gedanke kommt von dir; ja, so

will ich es machen; ich will dir deinen Sohn geben, und du gibst mir den meinen.« »Joseph, mein Joseph! ich werde dich wieder sehen!«

Freudig eilte sie nach Hause; mit verdoppeltem Eifer strickte sie und spann sie mit Agatha; jeden Tag stand sie eine Stunde früher auf und legte sich eine Stunde später nieder; dabei sparte sie auf allen Seiten, doch so, daß Agatha darunter nicht leiden durfte; verwundert rief oft diese: »Aber liebe Mutter, warum plagt Ihr Euch denn gar so? muß gearbeitet seyn, so will lieber ich das Doppelte arbeiten, nur schont Euch; es leidet Eure Gesundheit; kaum gönnt Ihr Euch des Sonntags einen Trunk Bier und ein Bißlein Fleisch? mein, was habt Ihr denn?«

»Agatha«, sprach dann die Alte; »du wirst noch Alles erfahren; es geschieht ja meinem Joseph zu Liebe; arbeite nur fleißig, es kommen die Tage der Ruhe auch schon!«

So arbeitete und sparte Margaretha mit ihrer Pflegetochter rastlos fort; bald waren zwei schöne Stücke Leinwand fertig; als sie nun gebleicht war, nahm sie Margaretha und trug sie in die Stadt, nachdem sie ihre ganze Baarschaft, einen alten Dukaten, den ihr vor sechzig Jahren der Taufpathe verehrt, und ein silbernes Ringlein in die Tasche gesteckt hatte. —

Verwundert fragte Agatha die Mutter: »Aber warum dieß Alles?« »Agatha, die Neugierde schickt sich nicht für dein Alter«, war die Antwort; »du wirst es schon erfahren, wenn es Zeit ist!« Agatha er=

bot sich umsonst, sie zu begleiten und ihr die Leinwand zu tragen.

„Nichts da, bei diesem Geschäfte kannst du mir nicht helfen; das muß ich allein verrichten", — erwiederte die Mutter. Langsam ging die Alte mit ihrem Körblein auf dem Rücken, das für sie wahrlich keine leichte Last war, in das Thal hinab, zu dem lieben Bilde; zutraulicher und herzlicher, als sonst, so sprach sie dort mit der Gottesmutter, und wandte sich dann neugestärkt nnd voll froher Hoffnung dem Wege zu, der nach der Stadt führte.

Glücklich kam sie in der Stadt an, und hatte dort die Freude, eben so bald, als gut die Leinwand zu verkaufen; sie zählte das Geld; es war mit dem Dukaten ein hübsches Sümmchen. „Es wird schon klecken, dachte sie; und kleckt es nicht, so werden sie mir auf mein ehrliches Gesicht und der Mutter Gottes zu Liebe schon Credit geben."

Ihre Sorge war nun vor Allem, einen tüchtigen Künstler aufzufinden, der schöne Jesukindlein schnitzte; bald hatte sie einen erfragt; Jesukindlein nach der Auswahl, schön geschnitzt und kunstvoll, waren zu haben; mit freudigem Erstaunen betrachtete die gute Margaretha die blühenden, rothen Gesichtlein, die ihr überall entgegenlachten; sorgsam musterte sie jedes Kindlein; denn das schönste wollte sie kaufen, um bei der Mutter Gottes im Thale ja eine große Ehre damit einzulegen; es that ihr aber fast die Wahl wehe; sie wandte sich daher an den Meister, den ihr naives Benehmen längst ergötzt hatte.

„Seyd so gut, Herr", bat sie, „gebt mir das

schönste von diesen Jesukindlein; ich möchte das schönste haben, um damit der Mutter Gottes eine recht große Freude zu machen.“

„Das schönste wird wohl auch das theuerste seyn, gutes Weib!“ bemerkte der Meister. „Thut nichts“, versicherte Margaretha treuherzig, der Mutter Gottes zu Ehren darf man das Geld nicht ansehen; ich will ihr das schönste kaufen, und sollte auch mein Häuslein darauf gehen.“

„Nun, nun“, lächelte der Meister, „so theuer kommt es nicht; da, ich rathe Euch zu diesem Jesukindlein.“

„Zu diesem? das Kindlein hat ja ein ganz blasses, mageres Gesicht; nein, das könnt Ihr selbst behalten; wie würde mich die Mutter Gottes anschauen; nein, ein gesundes, rundes, rothbackiges Kindlein will ich ihr verehren; das wird ihr eine Freude machen.“

Der Künstler lachte noch mehr und gab ihr ein anderes: »Da habt ihr runde, rothe Bäcklein.“ „Das Kindlein da hat ja blonde Haare“, stellte Margaretha aus, „nun aber hat der Herr Pfarrer oft gesagt, es hätte der Heiland dunkle Haare gehabt; und bei uns auf dem Lande hält man auf die blonden Mannsbilder nicht viel; verzeiht, Herr, jetzt sehe ich erst, daß Ihr selbst blonde Haare habt; nichts für ungut.“

„Durchaus nicht“, erwiederte lachend der Meister; „indessen habt Ihr einen ganz eigenen Geschmack und werdet am besten thun, nach eigenem Bemessen zu wählen.« —

Margaretha musterte nun nochmals und reiflich

die Jesukindlein all zusammen; endlich wählte sie ein Kindlein mit einem freundlichen, rothbackigen Gesichtlein und dunkelbraunen Haaren und fragte um den Preis. Der Künstler war billig und Margaretha zahlte gerne das Verlangte; auf ihr Bitten wies er sie zu einem Schneider, wo sie für das Jesukindlein ein seidenes, mit Goldborten besetztes Mäntelchen kaufte.

Margaretha hatte eine herzliche Freude an dem schönen Jesukindlein; sie hatte noch einiges Geld, und dieß verwandte sie dazu, ihm ein zinnernes, leicht versilbertes Krönlein zu kaufen und damit sein Haupt zu schmücken. Fröhlichen Herzens küßte sie das Jesukindlein, wickelte es in reine Leinen und eilte fort, der Heimath zu; es schien ihr, als trüge sie in dem Kindlein ihren Joseph; sie sprach und scherzte mit ihm; bald lachte, bald weinte sie, ehe sie es noch wußte, war sie bei der Gottesmutter im Thale angelangt; dort zog sie das Jesukindlein hervor, küßte es und legte es in Freud' und Leid weinend, in die Arme seiner Mutter.

„O Maria!“ bat sie, und warf sich auf die Kniee, „du weißt es, kein Opfer habe ich gescheut, dein Söhnlein dir wieder zu geben; ich habe deßhalb gehungert und gedarbt, geschwitzt und nicht geschlafen; o sey du mir gnädig und hilf mir du durch deine mächtige Fürbitte, daß auch mein Sohn zu mir zurückkehrt!“

Die Sonne ging jetzt unter; ihre Strahlen leuchteten durch die Ritzen der Eichen und fielen auf das Haupt Maria's; und es schien Margaretha, als ob die Augen der Gottesmutter ihr freundlich und dankend zuwinkten.

„Ja“, rief Margaretha voll seliger Hoffnung, „ich weiß ja, du Gnadenmutter, du mächtige Frau, du wirst es erbitten; du wirst helfen.“

Bei diesen Worten stand sie auf und drückte in die Hände des Jesukindlein das wächserne Bildlein eines Knaben; es sollte ihren Joseph vorstellen und die heilige Maria täglich in seinem Namen um Schutz und Heimkehr bitten.

Fröhlich, wie sie seit Jahren nicht gewesen, eilte sie ihrem Häuschen zu; Agatha begrüßte sie freundlich und verwunderte sich laut und mit herzlicher Freude über das vergnügte Aussehen der Pflegemutter; ihre Verwunderung stieg, als Margaretha zwei Sechser aus der Tasche zog und Agatha in das Wirthshaus schickte, um Bier und ein Stücklein Fleisch zu holen, ein Labsal, das sie beide seit langer Zeit nicht genossen und nun mit bestem Appetit verzehrten; nach einem heitern, vergnügten Abend legte sich Margaretha zur Ruhe; sie schlief süß und es träumte ihr, als käme die Muttergottes zu ihr, — das Jesuskindlein, das sie ihr verehrt, auf dem Arme und spräche voll Huld zu ihr: „Du hast mir vertraut und meinen Sohn geehrt und uns in deiner Armuth reich begabt; darum will ich deinen Sohn als den meinen annehmen, ich will ihn auf meinen Armen tragen durch Sturmesfluthen und Feuerbrände und sicher zu dir bringen.“

Margaretha's Hoffnung wurde durch diesen Traum auf das neue und nicht wenig gestärkt. In der ganzen Gegend aber war allgemeine Verwunderung, daß das Gnadenbild im Thale wieder zu seinem Kinde gekommen sey; niemand wußte, wer der Gutthäter war;

man rieth hin und her auf reiche Bauern und kinderlose Frauen; auf die arme Söldnerin rieth niemand.

Zweites Kapitel.

Der Rosenkranz.

Gerade zu der Zeit, wo dieß in Europa vorfiel, lag tausend Stunden weiter, in Amerika, in dem Hafen von Boston ein englisches Schiff segelfertig zur Heimkehr; es war kurz vorher der Friede zwischen England und den nordamerikanischen Provinzen zu Gunsten der letztern geschlossen worden (1783); viele Passagiere, Soldaten und Spekulanten von allen Nationen, denen der Frieden das Handwerk gelegt hatte, wollten mit diesem Schiffe nach Europa heimkehren. Alles war bereit, günstiger Wind schwellte die Segel und die Matrosen warteten nur auf das Zeichen des Capitains, die Anker zu lichten; dieser aber ging, die Uhr in der Hand, mißmuthig das Verdeck auf und ab und richtete verdrüßlich das Sehrohr auf die Strasse, die zum Hafen führte, als erwartete er noch einen Reisenden. —

„Endlich“, rief er, als ein Kahn vom Hafen abstieß um sich dem Schiffe näherte, „endlich, es ist aber auch höchste Zeit; haltet euch bereit Matrosen!“ — Der Kahn war dem Fahrzeuge ganz nahe gekommen; ein junger Mann stieg aus und kletierte mit solcher Eile die Schiffsleiter hinauf, daß er am Borde ange-

langt, strauchelte und auf ein Knie sank; rasch aber und mit jugendlicher Kraft erhob er sich wieder.

„Haltet“, rief der Capitain spöttisch, „seht Euch um, Herr, Ihr habt etwas gar Schönes verloren.“ Der junge Mann blickte um, ein Rosenkranz lag auf dem Boden; er war sehr wahrscheinlich ihm beim Niedersinken entfallen.

Ein spöttisches Lachen ließ sich bald laut, bald leiser unter der Mannschaft und den Passagieren hören, der junge Mann aber hob ruhig seinen Rosenkranz auf: „Meine Herren“, sprach er mit Würde und blickte mit hohem Ernste die Spötter an; „ich bin Katholik; ist jemand unter Euch, der daran Anstoß nimmt — er melde sich; ich werde ihm Antwort geben!“ Bei diesen Worten richtete sich seine schlanke, und doch kräftig gebaute Gestalt hoch auf, seine Augen blitzten; er drückte den Hut fest über seine Stirne, seine Rechte berührte den Griff seines Schwerdtes. —

Das Lachen begann jetzt schwächer zu werden: „Er ist ein Papist!“ sprach der eine; „ein verkappter Jesuit!“ ein anderer. „Schade“ sprach ein kräftiger Mann von mittlern Jahren, von dem Capitain Sir Philipp genannt, »der Bursche hat Feuer; ich wollte, er führte die Flinte, statt des Rosenkranzes, der doch nur alten Weibern gehört.«

Der junge Mann aber wiederholte seine Frage. „Meine Herrn, ich höre murmeln und verstehe es nicht; ich frage noch einmal: Ist jemand unter Euch der Anstoß nimmt, daß ich Katholik bin und auch hier in diesem Schiffe katholisch bleiben will, der melde sich doch!“

Seine Augen schauten blitzend auf die Umstehenden; sein Muth und seine Entschlossenheit imponirten sichtbar, das Lachen verstummte, die Spötter wurden ernsthaft. Der Kapitain trat vor; es schien, als wollte er im Namen der Andern das Wort nehmen. „Mein Herr! es ist niemand hier, der Euch um Euern Katholicismus anfeinden wollte“, sprach er, „mein Koch, seht da, ist ein Neger, mein Steuermann ein Quäker, mein Lieutenant ist ein Methodist; die Religion meiner andern ehrenwerthen Passagiere zu untersuchen, dazu habe ich weder die Macht noch den Willen; Ihr könnt Euern Rosenkranz ungestört überall beten, im Mastkorbe dort droben sogar, wenn Ihr wollt, nur wünsche, daß hier auf dem Verdecke Frieden bliebe.«

»Das wünsche ich auch“, war des Deutschen Antwort; „doch wie gesagt, niemand soll ungestraft meinen Glauben und meine Gebräuche verspotten.“

„Beruhigt Euch, junger Mann“, begütigte Sir Philipp, der an des Deutschen festem Benehmen immer größeres Wohlgefallen fand; »ein Rosenkranz auf diesem Schiffe, in solch junger Soldatenhand ist ganz etwas neues und seltsames; deßhalb müßt Ihr ein kleines Lächeln uns schon zu Gute halten; doch Recht habt Ihr, wenn Ihr für Euern Glauben Ehrfurcht verlangt, und keinen Schimpf dulden wollet; bei Englands Ehre, Philipp Kennedy, wird Euch helfen, den Lästerer zu bestrafen.«

„Sir, ich danke Euch“, erwiederte der Deutsche in angenehmer Ueberraschung; „ich denke doch, so weit wird es nicht kommen.“

„Rechnet auf mich, für jeden Fall; ein Mann ein Wort; doch steckt jetzt Euern Rosenkranz ein; er soll mit Euern Willen gewiß keine Fehdehandschuh werden; kommt, laßt uns eine Bouteille Porto auf eine glückliche Reise trinken, wir müssen nähere Bekanntschaft mit einander machen.“

Der Capitain nahte sich ihnen: »Ey, Sir Philipp« sprach er mit dem ihm eigenen, höhnischen Lächeln, und winkte ihm bei Seite; es ist mir ein ganz neues Schauspiel, einen so eifrigen Presbyterianer für den Rosenkranz in die Schranken treten zu sehen.“

„Bei Gott! nein, nicht für den Rosenkranz“, entgegnete mit Ernst Philipp; „doch für fremdes Recht und schuldlos gekränkte Ehre habe ich nie den Kampf gescheut, Capitain.“

»Und wenn nun die Zeit kömmt, wo Ihr auch den Rosenkranz beten würdet, Sir Philipp?«

„Was fällt Euch ein Capitain? nimmermehr“, versetzte dieser mit einigem Unwillen.

»Verredet nichts; ich kannte in meinen schottischen Bergen einen Laird; seine Eltern waren beide eifrig calvinistisch; die Großmutter aber war katholisch und hielt viel auf Ablaßkram und Rosenkranz; da machte sich der Laird den Spaß und hing mit ihrem Rosenkranze ihre alte Katze auf.“

„Das war ein Bubenstück“, rief entrüstet Sir Philipp.

„Ein Knabenscherz, wenn Ihr's erlaubt; die Großmutter nahm sich diese Entweihung des heiligen Rosenkranzes und den Tod der Katze so zu Herzen, daß sie starb, auf dem Todtenbette prophezeite sie, es

würde der Laird zur Rührung dieses gräulichen Vergehens noch mit Rosenkranz und Breviere Buße thun.«

„Und traf es ein?“

„Sir, es traf ein; man lachte anfangs über die Prophezeihung, der Laird selbst machte sich gar oft lustig; doch bald kam es anders; er ging auf Reisen und in Italien und in Frankreich kam er in Gesellschaft eigener Art; bald fand er gute Freunde, die durch List und Höllenkünste ihn um den ehrlichen Glauben seiner Ahnen brachten, und wirklich Sir, seine Großmutter hatte recht prophezeit; jetzt betet der Laird im Schottenkloster zu Regensburg den Rosenkranz und das Brevier. Sir Philipp, darum verredet nichts!«

»Seltsam, sprach dieser nachdenklich; doch nie wird es dahin mit mir kommen.« »Nie, fuhr der Capitain weiter, wenn Ihr vorsichtig seyd und Herz und Verstand recht bewahrt; denn überall legen die Papisten den Andersgläubigen Schlingen, überall ziehen die Jesuiten umher mit schlauer List die Arglosen zu umgarnen; in Palläste wissen sie sich Eingang zu verschaffen, wie in die Hütten des Landmanns; sie dringen in die Wildnisse Amerika's, sie schiffen über Meere, nicht Berge, nicht Ströme halten sie zurück; nicht Marter, nicht der Tod selbst können sie schrecken; hütet Euch, Sir Philipp; es scheint mir, als sey jener Deutsche einer ihres Gelichters, denn in allen Gestalten könnt Ihr die Heuchler finden.«

»Ihr irrt Euch“, sprach Philipp und betrachtete einige Augenblicke das edle offene Antlitz des Deut-

schen, der an der Gallerie des Verdeckes gelehnt, das Gewühl im Hafen betrachtete. Ihr irrt Euch gewiß Capitain, in diesem Falle würde er anders aufgetreten seyn.«

»Ihr kennt nicht die List dieser Leute«, erwiederte der Capitain; bald legen sie Hinterhalte, bald wagen sie offenen Angriff; »doch was liegt daran« — begann er nach einer kleinen Pause mit abstoßender Kälte und spöttischem Lächeln, »wenn auch Ihr mit dem Laird und dem Deutschen den Rosenkranz betet?«

»Nimmermehr«, rief Sir Philipp, »nimmermehr, eher müßten die Perlen seines Rosenkranzes zu Brod werden, als daß ich katholisch würde.«

So sprach Sir Philipp; ehe noch zehn Tage vergingen, haben ihn diese Perlen im buchstäblichen Sinne des Wortes vom Hungertode errettet.

Der Deutsche schien die letzten laut ausgesprochenen Worte Sir Philipps gehört zu haben; er ging auf ihn zu, als wollte er antworten; in demselben Augenblicke aber gab der Capitain das Zeichen zur Abfahrt; rasch wurden Anker gelichtet, die Kanonen donnerten die letzten Grüße; das Hurrageschrei der Matrosen und der Passagiere, die mit dem Schwenken der Hüte und dem Wehen der Schnupftücher von ihren Freunden am Hafendamme und auf den benachbarten Schiffen Abschied nahmen, machte jede mündliche Unterredung unmöglich; still und sicher bewegte sich das schöne Schiff; bald war es außer dem Hafen und majestätisch, eine große, unabsehbare, dunkle Fläche, lag der Ocean vor ihnen.

Der Deutsche schaute mit sichtbarer Freude der

schnellen Bewegung des Schiffes zu, das ihn zu der theuern Heimath bringen sollte. Da klopfte ihm Sir Philipp freundlich auf die Schulter. „Kommt, mein Herr“, bat er, „laßt uns auf eine nähere Bekanntschaft und auf eine glückliche Ankunft in der Heimath einige Flaschen Porto leeren; das hilft gegen die Seekrankheit; seht dort neben dem Fockmast steht das Tischlein mit dem Weine und dem Chesterkäse bereit.“

Der Deutsche mochte nicht leicht die herzliche Einladung des Engländers ausschlagen; Sir Philipp hatte eine Zuneigung zu dem Deutschen gefaßt, die sein offenes Herz nicht verbarg; er, einige Jahre älter, als der Deutsche, und nicht ohne Erfahrung, erkannte bald dessen reines Gemüth; der Wein lösete die Zunge, der Deutsche wurde gesprächig; Philipp wandte jetzt das Gespräch auf Deutschland; sein Freund sprach mit Begeisterung von seiner Heimath.

„Wie kommt es aber«, fragte Sir Philipp, „daß Ihr sie verließet? entschuldigt die Frage, es ist nicht Neugierde, sondern aufrichtige Theilnahme an Euerem Schicksale.“

„Darum will ich Euch gerne antworten; ich mußte meine Heimath verlassen, ich wurde meiner alten Mutter geraubt.“

»Geraubt? das wäre Euch in dem freien England nimmermehr geschehen.«

„Und doch Sir! war es englisches Gold, das meine Räuber zu der Schandthat verleitete. Hessische Werber überfielen mich in einer Nacht, wo mein Herz der Fröhlichkeit voll war und vermeintlichem Unglücke ab-

helfen wollte; ich wurde an Händen und Füßen gebunden zu den Hessen geschleppt, die ihr deutsches Blut in Amerika verspritzen mußten.

»Das Bajonet auf der Brust mußte ich zu der Fahne schwören, glaubt Ihr Sir, daß ein solcher Eid Giltigkeit hatte?«

„Durchaus nicht, er war ja erzwungen.“ »Ich theile Euere Meinung, Sir; bei Trenton überfiel uns der tapfere Feldherr der Amerikaner, Washington und richtete uns sehr übel zu; ich wurde mit vielen andern Hessen gefangen; es gelang mir der Gefangenschaft zu entrinnen; ich will Euch nicht ermüden mit der Darstellung meiner Leiden. Hunger und Durst war noch das leichteste Uebel; über hohe Berge mußte ich klettern, durch endlose Wälder und Wüsten dringen, über breite Ströme setzen, bis ich Montreal erreichen konnte; dort traf ich einen Spanier, der einen großen Pelzhandel trieb; mein Schicksal rührte ihn, er nahm sich meiner an und brachte mich nach Lima in ein gutes Handlungshaus. Donna Vaveria hieß meine Herrin; sie wird mir unvergeßlich bleiben; an Kindesstatt wollte sie mich annehmen; allein, Sir, ich hatte eine leibliche Mutter und zu ihr, zu ihr verlangte mein Herz; sechs Jahre blieb ich bei der guten Donna, die mich durchaus nicht entlassen wollte. — Als ich mein letztes Geburtsfest feierte, da kam sie zu mir und sprach mit Thränen: „Du hast eine Mutter in der Heimath; sie klagt und weint um dich; für Sünde halte ich es, dich länger hier zurückzuhalten; so gehe denn, grüße mir deine Mutter und bringe ihr dieß.“ Bei diesen Worten reichte sie mir ein Kästlein von

Mahagonyholz, mit tausend Dublonen gefüllt; tief-gerührt küßte ich die Hand meiner großmüthigen Wohlthäterin; sie lächelte engelmild. »Deine Mutter muß eine fromme Frau sein; fuhr sie fort; denn sie hat dich fromm erzogen, da gieb ihr auch diesen Rosenkranz und bitte sie in meinem Namen, ihn jeden Samstag für mein Seelenheil abzubeten.« Ihr saht den Rosenkranz, Sir Philipp, vor wenigen Stunden und ich hörte wohl, was Ihr seinen Perlen zumuthetet, um Euch Ehrfurcht für ihn einzuflößen; ein Wunder ist gar viel verlangt.«

Sir Philipp schaute lächelnd seinen Freund an; »wenn aber ein Wunder nothwendig wäre«, fragte er, »um eine irrende Seele auf den Weg des Heiles zu führen, glaubt Ihr, daß Gott ein Wunder wirken würde?«

»Gewiß Sir, wenn diese Seele nicht anders zu retten wäre.«

»Wie viel Wunder müßte aber Gott da wirken!«

»Es bedarf nur Eines Wunders und Gottes Liebe gab es uns; er gab uns das Wunder des Christenthums, das Wunder seiner Kirche. Sir Philipp, betrachtet die Geschichte des Christenthums und der Kirche; könnt Ihr läugnen, daß es selbst ein leuchtendes Wunder ist, der Feuersäule gleich, welche einst die Völker Israels durch die dunkle Wüste rettend führte? kennt Ihr des Feuers Eigenschaft? es wärmt das Starre und erleuchtet das Dunkle; das ist die Kraft des Christenthums; sein Feuerlicht zerstört die Finsterniß, die unsern Geist gefangen hält; die Wärme, die ihm entströmt, zerschmilzt das träge

Eis unserer Herzen, die zum Guten kalt, nur durch das Christenthum zum Guten befeuert werden. Die Kirche ist es, welche dieß heilige Feuer in ihrem Herzen birgt, und damit die Wunder wirkt, welche nur dem Auge des Blinden verborgen sind.»

„Ihr seyd Katholik, ich bin Protestant!« — „Und doch glaubt auch Ihr, wie ich gewiß hoffe, an Christus, als den eingebornen Sohn Gottes und an die Wahrheit der heiligen Schriften.«

„Gewiß, mein Freund, daran glaube ich mit Herz und Mund; doch, erlaubt mir eine Frage und Sir Philipp schaute ihn ernst und mit durchdringenden Blicken an, Ihr wart Soldat; seyd Ihr niemals etwas Anderes gewesen?“

„Sagt es nur gerade heraus, ob ich nicht ein Priester bin oder gar ein verkappter Jesuit? erwiederte lächelnd der Deutsche; führe ich ja einen Rosenkranz und bin züchtig und ehrbar in Reden und Gebärden; — nein, mein Herr, ich bin kein Priester und keineswegs auf das Schiff gegangen, um die Ungläubigen zu bekehren; dazu bin ich nicht berufen, habt deßhalb keine Furcht vor mir; ich weiß nicht, was der Capitain mit Euch gesprochen; mich betraf es, das verriethen seine Blicke, Euere Mienen; es ahnet mir, er hat von mir nichts Gutes gesprochen.“

„Er scheint Euch nicht gewogen.“

„Ich sah es gleich, mein Rosenkranz war für ihn ein Dorn.“

»Nehmt Euch in Acht vor ihm, sein Herz ist nicht gut.»

»Ich fürchte ihn nicht, ich stehe in Gottes Schutz!“

Einige Passagiere, die sich jetzt nahten, unterbrachen das Gespräch; der Deutsche schied mit einem Händedruck von Sir Philipp; unweit von ihnen stand der Capitain, und seine Augen, unter buschige Brauen verborgen, blitzten drohend und feindselig auf den Deutschen.

Drittes Kapitel.

Der Sturm.

Fröhlich, wie von der Sehnsucht nach der Heimath getrieben, flog das Schiff durch die Wellen; das Zusammenleben in einem so engen Raume brachte unter den Passagieren bald ein geselliges Verhältniß hervor, an welchem aber der Deutsche nur geringen Antheil nahm; er bezeugte sich zwar gegen Alle auf dem Schiffe gefällig und freundlich, doch liebte er mehr, als einer der Reisenden die Zurückgezogenheit; nur Sir Philipp, der sich mit jedem Tage mehr zu ihm hingezogen fühlte, genoß seines Umganges; der biedere Engländer fand herzliches Gefallen an dem reinen, kräftigen Gemüthe des Deutschen, der mit einem hellen Geistesblicke, eine für seine Jahre ungewöhnlich reiche Erfahrung verband; seine ungeheuchelte Neigung wurde von dem Deutschen mit inniger Freundschaft erwiedert; bald kannte einer des andern Herz, sein Leben, seine Pläne für die Zukunft; bald hieß man sie auf dem Schiffe nur das Doppelgestirn — Castor und Pollux; ihre Liebe schien mit jedem Tage zu wachsen. —

Eines Abends, wo das Meer, als wollte es sich zum Schlummer wiegen, mit ungewöhnlicher Ruhe fluthete und die Sterne ihr Silberlicht durch die Masten und die Segel auf das Verdeck gossen, standen die beiden Freunde über dem Taffarell gelehnt und erheiterten sich in freundlichen Gesprächen. Sir Philipp erzählte seinem Freunde von seinem schönen gesegneten Landsitz in Northumberland, von seiner Gattin und seinen lieben Kindern, nach welchen sein Herz sich sehnte. »Du glaubst nicht Joseph, wie mir zu Muthe war, als ich das Schiff bestieg, das mich zu ihnen bringen sollte; ich wünschte dem Schiffe Flügel, noch nie hatte sich die Sehnsucht nach meiner Familie in mein Herz so heftig geregt; ich sah die Meinen schon, ich glaubte ihre Stimme schon zu hören — und doch, wie weit hatte ich noch zu ihnen! mir wurde jetzt so bange und so wehe um das Herz; da sah ich dich und es ward mir leichter.«

»Du lieber Freund! ich konnte deinen Schmerz erleichtern?«

»Ich fühlte mich so mächtig zu dir hingezogen; mir gefiel dein Muth und dein Eifer, deinen hier so sehr gehaßten Glauben offen zu bekennen; aber dieß war es nicht allein; ich sage dir, es wurde mir leichter, sobald ich dich sah und deine Stimme hörte; es war mir, als hätte dich Gott zu mir gesandt; glaubst du, Joseph, daß Gott auch treue Herzen zusammenführt und ihnen die Macht gibt, sich sogleich zu erkennen?«

»Ich glaube es, Philipp; gewiß, es muß so seyn; vom Himmel kommt ja die Liebe, und der Engel der

Liebe ist es ja, der treue Herzen hier auf Erden unauflöslich verbindet.«

„Joseph, und dann ist es immerfort, als müßte ich von deiner Liebe mein Glück empfangen; du mußt mir etwas geben, und ich weiß nicht recht: was.“

„Philipp! wollte Gott, ich könnte hier und dort dein Glück begründen; verlange das Blut meines Herzens, meines Lebens Hälfte!“

»Nicht Geld und Gut, nicht Leben und Blut sollst du mir, Joseph geben; es muß etwas Anderes seyn; nein, dich könnte ich nicht berauben, indem du mir gibst, mußt auch du empfangen.“

„Philipp! du sprichst räthselhaft.“

„Ach Joseph! weiß ich selbst wohl recht, was mich zu dir hinzieht? es fehlt mir etwas, es fehlt mir ein recht großes Gut, und mir ist es immerfort, als könntest nur du mir es geben.«

Träumerisch und sinnend blickte Philipp hinaus; immer heller und glänzender begann das Sternenlicht zu schimmern. »Joseph“, sprach er plötzlich und deutete auf zwei Sterne, die in strahlender Klarheit am Himmel leuchteten, „kennst du dieß Gestirn, die Zwillingsbrüder?“

„Es sind Castor und Pollux, so werden wir genannt, mein Bruder.“

»Kennst du der Griechen schöne Sage? Castor und Pollux waren Zwillingsbrüder von einer Mutter, doch nicht von einem Vater geboren; während der eine bei dem Zeus Nektar trank, litt der andere für den Freund und Bruder abwechselnd in dem Orcus, und

war auch in dem Schmerzensorte glücklich; denn er wußte ja seinen Freund in der Himmelsseligkeit.«

»Pollux war des Gottes Sohn und Castor nur eines Menschen Kind«, sprach unwillkürlich und ergriffen der Deutsche; ein seltsamer Vergleich drängte sich ihm jetzt plötzlich auf; seine Religion war das Kind des allwahren Gottes, die Religion seines Freundes das eines irrenden Menschen; wunderbaren Ahnungen stiegen jetzt in Josephs Brust auf; er wandte sich rasch zu Philipp: »Schön nennst du die Sage, welche Brüder auf ewig trennt.«

»Ist es denn wenigstens nicht schön, wenn ein Bruder für den andern leidet?«

»Ja, Philipp, doch es gibt noch Schöneres, wie, wenn Pollux, der Sohn des Zeus, mit Bitten nicht nachgelassen hätte, bis auch Castor, sein Bruder, von der menschlichen Schwachheit gereiniget und der himmlischen Natur wäre theilhaftig geworden; wie wenn sie dann in ewiger Seligkeit und Freude vereint, die Kinder auch Eines Vaters geworden wären?«

»Du hast recht, mein Joseph! mein Pollux« erwiederte Philipp tiefgerührt und drückte ihm die Hand; Joseph aber hob die Augen zum Himmel und betete; Philipp fühlte, daß sein Freund für ihn zu Gott flehte. —

Beide fühlten sich zu bewegt, um das Gespräch weiter fortsetzen zu können und schieden mit Freundesgruß von einander, ihr Nachtlager zu suchen. —

Die schnelle und innige Freundschaft Philipp's und des Deutschen hatte auf dem Schiffe einiges Aufsehen gemacht und verschiedene Bemerkungen hervor-

gerufen; am meisten schien dem Capitain dieß Verhängniß zu mißfallen; er machte kein Hehl, daß er dem Deutschen abgeneigt war; er konnte es auch nicht; denn die feindseligen Blicke seiner Augen, sein kurzes, barsches Benehmen gegen den Deutschen, das sich nur mit Mühe in den äußersten Schranken des Anstandes hielt, bewies unverkennbaren Groll. Der Deutsche zeigte dem Capitain eine feste, entschlossene Ruhe, die durchaus keine Ungebührlichkeit von seiner Seite duldete, und es selbst unter der Würde zu achten schien, von ihm wegen seines auffallenden Betragens eine Erklärung zu fordern. Er suchte weder den Capitain, noch mied er ihn; er schien dessen kleinliche Neckereien und den Mangel an jener Aufmerksamkeit, welche ein höflicher Capitain seinen Passagieren zu erzeigen pflegt, gar nicht zu beachten; der Capitain fühlte sich durch sein ernstes und würdiges Benehmen nur noch mehr gereizt; aber deutlicher seine feindselige Gesinnung gegen ihn an den Tag zu legen, wagte er dennoch nicht; er selbst empfand vor der entschlossenen Ruhe des Deutschen eine geheime Scheu; zu dem hatte dieser an Sir Philipp, den alle auf dem Schiffe achteten, eine mächtige Stütze; so verschloß denn der Capitain seinen Groll gegen den Deutschen, der ihm mit jedem Tage verdächtiger wurde, in seine Brust und wartete auf eine Gelegenheit, ihm seine Abneigung auf eine recht kränkende Art empfinden zu lassen.

Sie hatten binnen acht Tagen eine beträchtliche Strecke zurückgelegt; das Wetter, welches bisher so schön gewesen, begann sich jetzt plötzlich zu trüben;

die hellen Wolken des Himmels verschwanden; grauliche, neblichte Streifen breiteten sich jetzt über den Horizont aus, wurden dunkler und vergrößerten sich zu finstern Massen, welche sich, wie schwere Berge in die Fluth zu senken schienen. Heiseres Brausen der Wogen, auf deren Fläche weißlicher Schaum spielte, ertönte jetzt und wurde bald von dem gewaltigen Toben der entfesselten Winde überrauscht, welche drohend und düster an die Segeln und Masten schlugen, als wollten sie dieselben zerschmettern. Eine traurige, etwa einige Minuten anhaltende Stille erfolgte jetzt; es schien, als wollte der Sturm zu seinem gräßlichen Zerstörungswerke neue Kräfte sammeln, um desto wüthender loszubrechen; die grauen Wolken wurden jetzt dunkelschwarz und neigten sich immer tiefer, wie feindselige Gespenster auf das Schiff herab. Blitze fuhren zuckend aus ihrem Schooße und der Donner zürnte mit seinem furchtbaren Rollen in den fluthenden Regen, den jetzt die dunkeln Wolken stromweise herabschütteten.

Mit Furcht und Bangigkeit schauten die Matrosen und die Passagiere hinaus in das wilde Toben der Elemente.

„Das wird ein schweres Stück Arbeit“, sprach mit besorgter Miene der Capitain, „ich wollte, es wäre die Nacht überstanden.“

Rasch wurden alle Segel, mit Ausnahme des Vorder Stag-Segels eingerollt; es half wenig; immer ärger tobte der Aufruhr des Meeres und jagte das Schiff die Wogenberge bald hinauf bald hinab, mehrmals stürzten die Wellen über das Verdeck und

bald triesten alle von Wasser, das theils der Regen, theils der Wogenschwall über sie goß. — Der Capitain und die Matrosen thaten ihr Aeußerstes für die Rettung des Schiffes; düster und stille hatten sich die Reisenden theils in die Kajüten zurückgezogen, theils auf dem Verdecke sich versammelt, wo jeder dem andern, je nachdem Stande des Wetters, bald seine Besorgniß, bald seine Hoffnung mittheilte.

Die Nacht verfloß unter den furchtbarsten Anstrengungen; ein trübes, nebliches Grau verkündigte den Anbruch des Tages; allein er brachte keine Erleichterung; der Sturm wüthete fort; Philipp und der Deutsche hatten die Nacht theils im Gebete, theils in ernsten Gesprächen zugebracht; des Morgens stiegen sie auf das Verdeck; das Gesicht des Capitains und der Anblick der Matrosen gab wenig Hoffnung. — Gerade zu gestand der Capitain, daß keine Hoffnung da sey, das Schiff zu retten, wenn der Sturm noch diesen Tag dauerte; er fürchtete, auf Felsenriffe geworfen zu werden. In diesem Augenblicke tönte ein dumpfes, ächzendes Krachen; eine berghohe Woge überschwemmte das Hinterschiff; zwei Masten, darunter der Hauptmast, waren gebrochen.

„Joseph“ sprach Philipp, „ich glaube, nur ein Wunder kann uns retten.“

„Ich hoffe noch“, war seine Antwort; eine allgemeine Muthlosigkeit drückte jedes Antlitz aus; rasch wurden die Trümmer der Maste über Bord geworfen und ein Nothmast aufgerichtet; der Sturm wüthete fort und trieb sie immer näher gegen die gefährlichen

Felsenriffe. Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als plötzlich das Schiff von einem ungeheuern Stoß erschüttert, feststand; die Gewalt des Stoßes war so groß, daß die übriggebliebenen Masten zerbrochen über Bord fielen und viele Schiffsplanken zerschellten. Ein allgemeiner Ausruf des Schreckens und der Verzweiflung erscholl. „Wir sind verloren!“ rief ein jeder.

„Das Schiff wenigstens“, erwiederte mit unerschütterlicher Kälte der Kapitain, „wir wollen doch hoffen, unser Leben zu retten: eilends die Boote heraus! wir wollen auf Jamaica zu; die Insel liegt uns zunächst.“

Ein neuer und größerer Schrecken! Das eine Boot war, ohne daß es bemerkt worden, von der Schiffsseite durch die Gewalt des Sturmes losgerissen worden; das andere, das einzige jetzt — in dem Mittelschiff befestigte Langboot — war zu klein, um alle zu fassen; rasch wurde es losgemacht und trotz der stürmischen Fluth in das Meer gelassen; jeder der Reisenden und Matrosen drängte sich hinzu, und wollte der Erste seyn, in das rettende Boot zu gelangen; das Getümmel, das Geschrei der Verzweiflung war fürchterlich; viele, die hinabsprangen, fielen in die Fluthen und versanken.

In dieser Noth und diesem herzzerreißenden Jammer zeigten Philipp und der Deutsche einen bewundernswürdigen Muth und eine seltene Geistesgegenwart. Sie halfen vor Allem den Frauen und den Kranken in das Boot, trösteten und ermunterten die Verzagten, und suchten überall Ordnung zu halten und Unglück zu verhüten. Immer voller wurde das

Boot, dessen Last durch Wasserfässer und Lebensmitteln noch vermehrt wurde; alle Passagiere bis auf die beiden Freunde und vier Negersklaven, hatten das Boot bestiegen, es schwankte sichtbar überfüllt und ging tief.

„Um Gottes willen“, rief der Capitain, „Sir Philipp, kommt und zaudert nicht; Ihr seyd der letzte, den ich im Boote aufnehmen kann, die andern mögen schauen, wie Gott sie rettet.«

„Ich komme nur mit meinem Freunde“ sprach Sir Philipp; »Ihr müßt ihn aufnehmen.«

»Das ist unmöglich; seht Ihr denn nicht, daß kaum für Euch mehr Platz ist, und wie tief mein Boot schon geht?«

Entsetzt blickten Philipp und der Deutsche hinab; es war nur zu wahr, was der Capitain gesprochen.

»Und wollt Ihr vier Menschen hier zu Grunde gehen lassen?« —

„Besser es gehen vier oder fünf Menschen zu Grunde, als sechzig; eilt, eilt, Sir Philipp! gedenket Euers Oheims, Eueres Weibes und Eurer Kinder; dem Deutschen hilft sein Rosenkranz und seine gebenedeite Jungfrau.«

»Wie«, rief entrüstet der Deutsche, »in der Todesnoth wollt Ihr noch spotten? ich weiß, Ihr haßt mich wegen meines Glaubens; Ihr wollt mich deßhalb zu Grunde gehen lassen; Gott verzeihe es Euch! aber Capitain, ich sage Euch, helfen wird mir die Fürbitte der heiligen Jungfrau; wohl Euch, wenn auch Ihr gerettet werdet.«

»Joseph! ich bleibe bei dir“, sprach Philipp.

»Du gehst, mein Freund gedenke deines Weibes, und deiner Kinder; täuscht mich eine innere Stimme nicht, die niemals mich belogen, so sehen wir uns wieder.«

„O mein Joseph, hier auf Erden nimmer!«

»Philipp, steig' in das Boot, ich bitte Dich, es ist höchste Zeit.«

»Zum Letztenmal, Sir Philipp, rief der Capitain, der jetzt die Taue, welche das Boot an das Schiff banden, abhauen ließ, zum Letztenmal!«

Da schwankte Sir Philipp, von Joseph halbgezogen, zu den der Gallerie, umfaßte heftig den Freund und sprang hinab in das Boot.

»Grüße mir dein Weib und deine Kinder!« rief ihm Joseph zu; der Engländer aber konnte nichts erwiedern; er setzte sich in einen Winkel des Bootes, die Hand vor die Augen.

Als nun das Boot langsam und schwer sich durch die Wogen mühsam die Bahn brach, ergriff Verzweiflung die Negersclaven; mit fürchterlichem mißtönenden Geheul stürzten sie sich in das Meer und schwammen dem Boote nach — keiner erreichte es; sie versanken, einer nach dem andern, in die Fluth.

Der Deutsche war jetzt allein, einsam und verlassen eine fürchterliche Lage! jeden Augenblick mußte er des Sinkens des Schiffes gewärtig seyn; einzelne Planken löseten sich schon ab; noch rollte, doch schwächer der Donner, noch tobten die Wellen, doch ließ ihre Wuth nach; der Deutsche aber knieete nieder und flehte zu Gott: »O himmlischer Vater! rette mich aus dieser Noth, wie du einst den Jonas aus dem Bauche des Wallfisches erlösest und deinen Apostel

aus dem lecken Schiffe an das Land geführt hast! Bitte du für mich bei deinem göttlichen Sohn, meinem Herrn und Heiland, du gnadenreiche, du mächtige Jungfrau! bitte du für mich, mein Schutzengel! bittet für mich ihr Heiligen alle! Soll es aber dein Wille seyn, himmlischer Vater, daß ich hier ohne Beichte und das heiligste Sakrament sterben soll, dann gib mir eine gnädige Todesstunde, dann laß mich nicht wanken im Glauben und Vertrauen auf dich!“

Der Hoffnung milder Strahl senkte sich tröstend in sein Herz; es war Samstag; da erinnerte er sich jetzt an sein Gelübde, der heiligen Jungfrau zu Ehren und für das Seelenheil seiner edlen Wohlthäterin, der Donna Xaveria an diesem Tage einen Rosenkranz zu beten; er that es und küßte das Kreuz, das eine kostbare Reliquie in sich schloß; es wurde ihm leichter; er fand jetzt die Kraft, seine Lage zu erwägen und über die Mittel zu seiner Rettung nachzusinnen; diese schien freilich nur durch ein Wunder geschehen zu können; er konnte nichts anderes thun, als einige Balken und Hölzer zusammen zu binden und auf diesem zerbrechlichen Floße sich den Wellen und der Gnade Gottes zu überlassen. —

Es war keine Zeit zu versäumen, das Wasser stieg mit jedem Augenblicke in dem Schiffsraum; Joseph hohlte sich einige Flaschen Wein und geräuchertes Fleisch herauf, das ihn auf seiner gefährlichen Fahrt nähren sollte; dann nahm er die Axt und zimmerte sich aus den Trümmern der zerbrochenen Masten eine Art von Floß, dem er durch Nägel und Stricke Haltbarkeit zu geben suchte; es wurde Nacht; es war für

den Einsamen eine bittere kummervolle Nacht; kein Schlaf kam in sein Auge; des Morgens vollendete er sein kleines Floß; es war höchste Zeit; das Schiff war die Nacht bedeutend gesunken; er brachte jetzt nicht ohne höchste Mühe das Floß in die See und Gott sich empfehlend, vertraute er sich dem gebrechlichen Fahrzeuge.

Der Wind war in der Nacht umgesprungen und blies ihm entgegen; nur langsam konnte er mit seinem Ruder das Floß vorwärts bringen; das Boot war auf Jamaica zugesteuert, und Joseph beschloß dieselbe Richtung einzuschlagen; er hatte keinen Compaß, nur ein schlechtes Segel; nur Gott konnte ihn dahinführen, nur Er ihn retten.

Der Himmel heiterte sich auf; in wunderbarer Klarheit leuchtete die Sonne, der Wind blies günstiger; zwei Tage hatte Joseph auf der See zugebracht, ohne auf ein rettendes Schiff gestoßen zu seyn; nur hie und da war ihm ein Haifisch oder ein Wallroß mit glotzenden Augen begegnet; seine Lebensmittel nahmen ab; er wußte nicht, wohin die Wellen sein Floß trieben; aber solche Lagen sind es, wo sich das gläubige Herz des Christen bewährt; Joseph wankte nicht im Vertrauen; er wußte, daß dort droben ein Vater wäre, ohne dessen Willen kein Sperling, viel weniger ein Menschenleben zu Grunde ginge. Ihm gab er sich unbedingt hin.

Morgens des dritten Tages gewahrte er von weitem ein leichtes Plätschern, ein schwimmender Gegenstand zeigte sich und strebte seinem Floß sich zu nähern; verwundert und unerschrockenen Herzens lenkte

der Deutsche sein Floß darauf hin; bald erhob sich ein Balken aus den Meeresfluthen und eine Menschengestalt wurde sichtbar; immer näher kamen sie zusammen; angestrengter blickte der Deutsche hin, ungläubige Freude und Verwunderung malten sich plötzlich in seinem Antlitz.

»Nein«, rief er endlich mit Jubel, »ich täusche mich nicht, es ist mein Philipp, ich wußte es ja, ich werde ihn wieder sehen.«

Sie waren jetzt einander ganz nahe gekommen; aus den Meeresfluthen hob jetzt Philipp freudig und winkend die Arme; auch er hatte den geliebten Freund erkannt; rasch stieß er den Balken weg, schwang sich auf das Floß und drückte Joseph an das treue Herz. »O Gott! mein Joseph«, rief er erschüttert; — der Deutsche hielt ihn fest umschlungen, keiner konnte von Rührung ein Wort reden. —

Joseph sah Philipp's gänzliche Erschöpfung; da reichte er ihm den letzten Trunk Wein und den Bissen Brod, der ihn morgen nähren sollte; heißhungrig verschlang Philipp Alles; vor Ermattung konnte er kaum stehen; er legte sich auf dem Floße nieder, und reichte dem Freunde dankend mit Blicken der innigsten Freude und des tiefsten Leidens die Hand. Joseph legte auf einige Zeit das Ruder nieder, knieete neben ihm und stützte sein nasses Haupt, aus dem das Wasser strömend triefte.

»Philipp! habe ich dich wieder? ich wußte ja, daß uns Gott wieder zusammen führen werde; ich glaube fest, Er will uns retten.

»Ich danke Ihm schon deßhalb, daß er mich an deinem Herzen sterben läßt« war Philipps Antwort.

»Philipp! wir wollen ihn bitten, daß er dich leben läßt, für dein Weib, für deine Kinder, für deinen Freund.«

»Leben? Joseph, ich allein? vor meinen Augen starben sechzig Menschen, das Boot schlug um, der Capitain und alle ertranken, auf einen Balken schwamm ich weiter, ohne Hoffnung und ohne Trost.«

»O heilige Jungfrau!« rief entsetzt der Deutsche, »wie kam dieß?«

»Du weißt, das Boot war überfüllt; der Wind ging schwach und nur mit äußerster Anstrengung konnten wir durch Rudern weiter kommen; in düstern Schmerzen saß ich da; mehr als einmal war ich versucht, aus dem Boote zu springen, zu dir zurückzuschwimmen und dein Geschick mit dir zu theilen; dem Capitain schwur ich Vergeltung; kaum konnte ich den Zorn meines Herzens zähmen und mich vor Thätlichkeit zurückhalten; des andern Tages schlug plötzlich der Wind um und trieb uns zurück; wir hatten kaum noch Lebensmittel für zwei Tage, unsere Lage war verzweifelnd; die Matrosen berauschten sich und einer dieser Säufer, der das Boot steuerte, warf durch einen falschen Stoß das schwache Fahrzeug um; dem Capitain wurde bei dem Umschlagen das Haupt zerschmettert, fast alle fanden in den Fluthen ihr Grab, bis auf diejenigen, welche die Raubfische fraßen.

»Und Philipp! du?«

»Mir gelang es, ein Schwepfruder zu ergreifen und mir darauf durch die Wellen fortzuhelfen; ich

schwamm den ganzen Abend und die Nacht hindurch, nicht eine Stunde aber hätte ich es länger aushalten können; so ermattet bin ich, ganz zerschlagen fühle ich mich; ich hatte keine Hoffnung mehr, da sandte dich ein Wunder Gottes zu meiner Rettung.«

»Ja, Philipp; das muß ein Wunder seyn, laß uns den Herrn danken und ihn bitten, Er möge das Werk der Rettung doch vollenden.«

Sie beteten einige Augenblicke mit Inbrunst. »Joseph! bat jetzt Philipp, hast du nichts mehr zu essen?«

»Philipp, ich gab dir den letzten Trunk, den letzten Bissen!« erwiederte mit tiefer Trauer der Deutsche.

»Großer Gott«, rief erschüttert Philipp, »so bin ich dem leichten Tod des Ertrinkens entronnen, um an der Qual des Hungers zu sterben!«

»Philipp, ist dieß dein Vertrauen und dein Dank? sey starkmüthig, wir können nicht so weit von einer Insel seyn.«

»Weiter, als du glaubst!« sprach düster der Engländer.

Joseph bot alles auf, den Freund zu ermuthigen; die Erfahrung lehrt, daß die körperliche Entkräftung gar oft den Muth und die Stärke der Seele schwäche; Philipps sonst so kräftige Seele, konnte sich in dieser Lage des Kleinmuthes nicht erwehren; nur ein so lebendiges, kräftiges Vertrauen, wie es eine wahrhaft christliche Erziehung in Joseph's Seele gepflanzt und spätere Ereignisse und Schicksale noch mehr gestärkt hatten, hielt Joseph aufrecht in der schweren Versuchung; auch seine Körperskräfte nahmen ab, auch er begann die Pein des Hungers zu empfinden.

Von schwachen Ruderschlägen getrieben, schwamm das Floß langsam durch die Fluthen; der Himmel war klar, die See ruhig; dieß war die einzige Erleichterung, die ihnen zu Theil wurde. Die Nacht verfloß; es kam der Morgen; angestrengt blickten sie umher, ob sie kein rettendes Segel gewahr wurden; sie konnten nichts entdecken.

So verstrichen zwei Tage und keine Hilfe kam; des Hungers und des Durstes Qual peinigten sie fürchterlich; Philipp zumal litt am meisten; auf dem Floße lag er da, mit bleichem, von Hunger und Kummer entstellten Antlitz, das geschwollene Auge bald zum Himmel erhoben, bald damit sehnsüchtig nach Rettung spähend; öfters öffnete er den heißen Mund, als wollte er Speise und Trank nehmen; Josephs Leiden wurde durch den Jammer des Freundes vermehrt; da legte er Abends des dritten Tages das Ruder nieder, welches seine müde Hand nicht mehr führen konnte, setzte sich zu dem kranken Freunde und sprach tröstend zu ihm.

»Ich habe keine Hoffnung mehr auf Rettung; Joseph, wäre es denn nicht besser, uns in die kühle Fluth zu stürzen, als hier von der Qual des Hungers und des Durstes verzehrt zu werden?«

»Und als kleinmüthige Selbstmörder vor Gottesgericht zu erscheinen? o Philipp! gedenke, daß ober uns ein allmächtiger Vater lebt, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt; gedenke, daß Engel uns beschützen und die heilige Jungfrau für uns bittet! Noch hoffe ich.«

»Wer solch einen Glauben hätte!« sprach düster

Philipp vor sich hin; „o wie mich der Hunger peinigt!“

„Du Kleinmüthiger! du glaubst an Christus doch? da sieh ihn, wie er am Kreuze hängt, für uns leidend, für uns dürstend!“ Er reichte ihm das Kreuz des Rosenkranzes. —

Philipp, vom Hunger bis zum Wahnsinne gepeinigt, riß ihm den Rosenkranz aus den Händen; ein würziger lieblicher Geruch duftete ihm entgegen; er biß in die Schnurr und in die Perlen, krachend und gierig zermalmte er die Perlen. „Philipp! was thust du?“ rief erschrocken Joseph; »du verschluckst die Perlen? sie mehren deine Pein.“

»Nein, Joseph, ich esse sie; ist das Manna? fuhr er die Perlen kauend fort; „ist das Manna vom Himmel? das ist eine süße labende Speise!“

„Um Gottes Willen, was sprichst du?“

»Joseph, da iß, sie werden dir schmecken!“ bei diesen Worten riß Philipp den Rosenkranz entzwei und gab die Hälfte dem Freunde.

Staunend und zweifelnd kostete Joseph eine der Perlen; ja sie waren genießbar; eine süße, stärkende Substanz, wie von Zucker und Chokolade war in ihnen enthalten; Joseph hob dankbar die Augen zum Himmel und aß; ihm war alles klar; er blickte auf Philipp, der wunderbar gestärkt durch die Speise ihn anlächelte.

„Philipp“, begann er mit freundlichem Ernste, „siehst du, wie Gott hilft? du Kleinmüthiger! erinnerst du dich noch, wie du von dem Rosenkranze sprachest? Du schwurst, nicht eher ihn zu verehren, als

bis die Perlen dieses Rosenkranzes zu Brode würden und dich nährten! sieh, Philipp, die Perlen dieses Rosenkranzes haben dich gespeiset dich vielleicht vom Hungertode gerettet!«

Erschüttert ließ Philipp das Haupt auf die Brust sinken. »Joseph«, begann er leise »ich weiß, so habe ich geschworen; aber um Himmelswillen, sage mir, sind die Perlen dieses Rosenkranzes zu Brod geworden, um uns zu nähren? ist ein Wunder vorgegangen?«

»Es war kein Wunder und ist dennoch Eines!« war Joseph's Antwort; jetzt erklärte er dem Freunde Alles.

In dem ganzen spanischen Amerika, wo der katholische Glaube herrscht, wird die heilige Jungfrau und Gottesmutter mit besonderm Vertrauen verehrt; die Andacht des Rosenkranzes, die so schön das mit einander so innig verwebte Leben der Mutter Maria und ihres göttlichen Sohnes darstellt, wird dort sehr in Ehren gehalten und häufig begangen. Wie einst die Nonnen katholischer Klöster in Europa, so machen die frommen Frauen auch in Amerika Heiligenbilder und Rosenkränze von süßem Teige, aus einer Mischung von Zucker, Chokolade und andern Gewürzen, und theilen sie als Geschenke unter Kinder und Freunden aus. Die Perlen solcher Rosenkränze werden mit der Zeit hart, wie Stein, und bleiben Jahrelang eßbar, so daß in jenen Ländern solche Rosenkränze nicht bloß fleißig abgebetet, sondern auch fleißig gespeiset werden. Einen solchen Rosenkranz hatte die Donna Xaveria ihrem Freunde geschenkt; und seine Perlen waren es, die zu der Zeit der bittersten Noth den

Hungernden ein rettendes Labsal, eine unendliche Erquickung boten. —

»Daß dieß Zufall ist, das glaube ich nimmer mehr«, sprach nach langem Sinnen Philipp, »und dennoch kann mein Herz nicht ganz glauben, es sey denn, daß wir ganz gerettet würden; und dazu fehlt noch viel, recht viel!«

„O Kleinmüthiger! du zweifelst noch? nein, mir ist die Rettung gewiß«, rief Joseph, den Blick dankbar und gläubig zum Himmel erhoben »laß uns Gott danken, der uns in der Hungersnoth so unerwartet gespeiset hat!« »O du edle Donna«, fuhr er fort »als du den Rosenkranz mir schenktest, da dachtest du nicht, daß seine Perlen uns nähren sollten!«

Die nahrhafte, gewürzreiche Speise hatte sie erstaunlich erquickt; sie theilten die übrigen Perlen so aus, daß sie, freilich mit äußerster Noth, noch einen Tag reichen konnten; es regnete jetzt; begierig fingen sie die fallenden Tropfen mit ihren Kleidern auf und stillten damit ihren brennenden Durst. „Sieh Philipp, wie Gott hilft«, sprach fröhlich Joseph; „zu der Speise gibt er uns auch noch Trank!«

Es verfloß dieser Tag und auch der nächste; die Perlen waren, wie ihr kleiner, gesammelter Wasservorrath verzehrt, ihre Erschöpfung nahm zu; Philipp wurde kleinmüthiger, als je. »Was nützte uns«, klagte er, „die kurze Erquickung, die uns die Perlen und der Regen gewährte? sie dient nur dazu, unsere Leiden zu verlängern, vielleicht wären wir ohne diese kurze Erleichterung, durch den Tod von allem Elend schon erlöset; du glaubst, daß wir diese Hilfe der Für-

bitte Maria's verdanken? warum hilft sie nicht ganz? kann sie so viel erbitten, wie du sagst, warum sendet sie uns nicht ein Schiff zu unserer Rettung?«

»Philipp! mein Vertrauen ist fest, o wäre es das deine auch, noch hoffe ich, und werde bis zum letzten Athemzuge hoffen; ja mächtig ist Maria, die heilige Jungfrau, und sind wir der Rettung würdig, so wird sie uns dieselbe erbitten.«

Er knieete nieder und betete brünstig; sein Vertrauen sein Glaube stieg mit der Noth und diese war groß, sie beide waren gänzlich erschöpft, der Hunger wie der Durst peinigten sie fürchterlich; ihr Blut floß wie ein glühender Feuerstrom durch die Adern; Hals und Mund entzündeten sich und machten ihnen das Reden schwer. Der Wind begann stärker zu blasen, ihr elendes Fahrzeug konnte durch den kleinsten Stoß umgeworfen werden; die beiden Freunde lagen stumm und in tiefem Schmerzen nebeneinander. Joseph versuchte es, Philipp die Hand zu drücken und nach dem Himmel zu weisen.

Indem er sich hiebei mühsam erhob, gewahrte er ein Segel, das ungefähr eine kleine Seemeile von ihnen entfernt, geraden Laufes auf sie zusteuerte.

»Philipp! Philipp!« rief er mit Jubel, »wir sind gerettet, dort ist ein Schiff!«

Als hätte ihm dieß Wort ein neues Leben eingeflößt, erhob sich Philipp, seine Kraftlosigkeit nimmer fühlend, und schaute hinaus in die See; auch sein Auge erkannte das Schiff, das immer näher kam. Da weinte er und drückte den Freund an sich und stammelte leise: »Joseph! wir sind gerettet, du hattest

Recht; o Gott! ich danke dir, verzeihe mir meinen Kleinmuth!«

Joseph aber küßte dankend das Kreuz des Rosenkranzes. »Ich wußte ja, mein Herr und Heiland, daß du uns retten würdest; du heilige Jungfrau, du hast uns erbeten!«

Das Schiff kam immer näher; sie schrien so sehr es nur ihre schwachen Kräfte noch erlaubten; Joseph schwenkte seinen Hut und Philipp zog mit Mühe sein Oberkleid aus und versuchte, damit ein Zeichen zu geben. Sie wurden von dem Schiffe bemerkt; mit ei- Entzücken, das sich durch keine Worte geben läßt, sahen die beiden Freunde, wie ein Boot vom Schiffe abstieß und auf sie zusteuerte; es kam zu ihrem Floße; so schwach waren Joseph und Philipp, daß man sie aus dem Floße in das Boot tragen mußte; die Freude, wie das ausgestandene Leiden hatten sie fast ohnmächtig gemacht; man flößte ihnen mitleidig im Boote sogleich Wein ein.

Spanier waren ihre menschenfreundlichen Retter. Joseph ihrer Sprache mächtig, fragte, sobald er sich etwas erholt hatte: »Was ist das für ein Schiff, dem wir die Rettung verdanken?«

»Es ist die heilige Jungfrau von Atocha, Corvette Seiner allerkatholischsten Majestät, des Königs von Spanien.«

Da rief Joseph, tief bewegt und freudig, als hätte er die Gottesmutter selbst gesehen: »Philipp! hast du gehört? die heilige Jungfrau hat uns gerettet!«

Philipp sank erschüttert zusammen; mit einem un-

ausſprechlichen Blicke reichte er dem Freunde die Hand, ſprechen konnte er vor Schwäche und mehr noch vor innerer Bewegung nicht. —

Das Boot hatte jetzt das Schiff erreicht; vorſichtig und ſchonend wurden die beiden Verunglückten an den Bord desſelben gebracht. Der Capitain empfing ſie dort mit aufrichtigem Mitleid über ihr Unglück und traf mit dem Arzte und dem Geiſtlichen des Schiffes ſogleich alle Anſtalten, ihnen jegliche Hilfe zu gewähren; man reichte ihnen neue Hemden und Kleider und brachte ſie ſogleich in Betten, wo Speiſe und ſtärkender Wein ſie labten und Ruhe ſie erquickte; des andern Tages fühlte ſich Joſeph ſo geſtärkt, daß er dem würdigen Capitain und dem frommen Prieſter ſein und Philipp's trauriges Geſchick erzählen konnte. Mit Verwunderung hörten ſie ſeine Erzählung an.

„Die Wege Gottes ſind wunderbar, ſprach Don Pedro, der Capitain des Schiffes; nur ein Blinder kann ſie hier verkennen.“

»Des Glaubens und des Vertrauens Macht kann Fluthen bezähmen, wie Berge verſetzen. Heil Euch, weil Ihr auf den Heiland und ſeine jungfräuliche Mutter vertraut habt; ſie läßt keinen zu Grunde gehen, der ihren Sohn und ihr vertraut!“ erwiederte ernſt Don Diego, der Schiffsgeiſtliche.

Doch Philipp litt an einem Fieberanfall; nach zwei Tagen ſchon hatten ihn ſeine ungeſchwächte Manneskraft und die ſorgſamſte Pflege ſeiner Freunde ſo weit geheilt, daß er ſein Bett verlaſſen und von Joſeph unterſtützt das Verdeck beſteigen konnte. Als er eines Abends, wo er zum erſten Male in dem war-

men Sonnenschein auf dem Verdecke wandelte, auf dem Hinterkastell des Schiffes das Bild der heiligen Jungfrau, kunstvoll geschnitzt und zur Verehrung der Schiffsmannschaft ausgesetzt, erblickte, da kam tiefe Rührung über ihn; lange schaute er hin auf das Bild; die Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf das Antlitz der Gottesmutter, die ihr Kindlein auf dem Arme, ihn mild und freundlich anzulächeln schien. —

»Joseph«, sprach er, »führe mich hin zu dem Bilde der Mutter des Heilandes.«

Joseph führte ihn hin, da knieete Philipp nieder und rief, die Hände gefaltet: »Jesus und Maria, ich bin Euer, denn Ihr habt Großes an mir gethan!«

Viertes Kapitel.

Weitere Begebenheiten.

Das Schiff Don Pedros war nach Havannah, der Hauptstadt Cubas, der größten der Antillen, bestimmt; Philipp und Joseph blieb nichts anders übrig, als dorthin mit dem Spanier zu segeln und von Havannah, dem Mittelpunkt des südamerikanischen Handels, Reisegelegenheit nach England zu suchen. Philipp's Gesundheit besserte sich mit jedem Tage; sein Freund Joseph, der Capitain und der Schiffspriester, welche beide ihn sehr lieb gewannen, boten Alles auf, ihn zu erheitern; eine ernste Stille hatte sich über Philipp's Antlitz gebreitet; er verhehlte nicht, daß er mit dem Wichtigsten sich jetzt beschäftige, mit der Prüfung

des Glaubens, dem er bisher angehangen und der Erforschung desjenigen, zu dem ihm eine innere Sehnsucht und Schicksale eigener Art hinzogen; Philipp hatte in dem Collegium zu Cambridge die gewöhnliche Schulbildung englischer Edelleute erhalten; ein tiefes Gemüth, und ein gesunden Verstand hatten ihn, wenigstens zum Theil, von jener Einseitigkeit bewahrt, welche das Erbtheil solcher Erziehung zu seyn pflegt; Reisen in Frankreich und Italien hatten ihm den so sehr geschmähten Katholicismus in anderer Gestalt gezeigt und seine religiösen, zum Herzen sprechende Formen hatten ihn mächtig angezogen. Seine Bekanntschaft mit Joseph, zu dem ihn, wie er oft gestanden, eine unerklärbare Neigung führte, war von großem Einfluß auf seine religiöse Gefühle gewesen; Gespräche mit dem Freunde hatten ihm manches Vorurtheil benommen; der feste, unerschütterliche Glaube, den Joseph zur Zeit der höchsten Noth, wo alle Hoffnung verschwunden war, bezeigte, hatte sein Herz erschüttert: sein Glaube hatte ihm eine solche Festigkeit nicht gegeben; die verachteten Perlen des Rosenkranzes, die er selbst, wie zum Zeugniß heraus gerufen, waren seine Speise zur Zeit des Hungers gewesen; ein Schiff, das den Namen der heiligen Jungfrau führte, hatte wie durch ein Wunder, die Ueberzeugung Joseph's an die Fürbitte Maria's und der Engeln bestätigt und ihn gerettet: alles dieses mußte ja auf ein ehrliches Gemüth Eindruck machen; und jene Betheuerung vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Gnadenkinde war Philipp aus der Tiefe des Herzens entflossen.

Joseph und der würdige Priester bestrebten sich, Philipp in der katholischen Wahrheit zu unterrichten, seine Zweifel zu zerstreuen und den heiligen Glauben ihrer Kirche ihm in seiner ganzen Schönheit und Herrlichkeit darzustellen; ihre Bemühungen wurden von Gott gesegnet; Philipp begann auch mit dem Verstande das für wahr und göttlich zu erkennen, wozu ihn früher eine geheime Sehnsucht des Gemüthes hingezogen hatte. —

Sie kamen nach Cuba; eines Morgens breitete sich Havannah, eine der größten Städte Südamerika's, vor ihnen aus; Havannah liegt an der nördlichen Küste der Insel in einer angenehmen, doch keineswegs gesunden Gegend; sie zählte damals schon 100,000 Bewohner, eine Zahl, die seitdem um ein Dritttheil gestiegen ist; Philipp und Joseph beriethen sich nun, was in ihrer Lage zu thun wäre; sie waren durch den Schiffbruch um ihr Hab und Gut gekommen, und obwohl durch Don Pedro's Güte gerettet, mußten sie auf Cuba, wo sie gänzlich unbekannt waren, einer Reihe von Verlegenheiten entgegensehen.

Da half ihnen der edelmüthige Spanier. „Sennores« sprach er, ich bitte Euch, meine Hilfe in Eurer Verlegenheit, in der Ihr Euch zu meiner Betrübniß so ganz unschuldiger Weise befindet, nicht zu verschmähen; ich kann über eine Summe von 1000 Piastern verfügen und ich überlasse sie Euch gerne; diese Summe wird hinreichen, Euch in die Heimath zu führen.“ —

Mit innigem Danke nahmen die Freunde die Unterstützung Don Pedros an und verhießen richtige Zu-

rückzahlung an dem Orte, wo es der Capitain wünschen würde. Der Schiffspriester lud sie ein, in dem Kloster seiner Ordensbrüder, der Dominikaner, gastliche Aufnahme zu suchen; dort versicherte er, würden sie mit Freuden aufgenommen und auf das liebevollste verpflegt werden. Er selbst führte die beiden Freunde in das Kloster, wo sie eine Pflege und eine Liebe genossen, die ihre Erwartung weit überstieg. Philipp genaß in dem Kloster völlig und bereitete sich vor, das Glaubensbekenntniß abzulegen. Während er der Einsamkeit, der Betrachtung und dem Gebete oblag, verwandte Joseph die Stunden, die ihm die Pflege seines Freundes freiließ, dazu, Havannah und seine nächste Umgebung kennen zu lernen. —

So sehr sich auch Joseph über die Sinnesänderung seines Philipp und über ihre wunderbare Rettung freute, so gab es doch auch Augenblicke, wo Kummer und Sorge sein Herz erfüllte. Als ein reicher Mann war er fortgesegelt; er war jetzt ein Bettler; er, er hätte die Bürde der Armuth leicht ertragen; er, mit seinen Kenntnissen konnte leicht anderswo ein Unterkommen finden; aber in seiner Heimath wartete eine arme alte Mutter auf ihn, und ihr durch seine Liebe, durch seinen Reichthum die letzten Tage zu versüßen, das war der Wunsch und die Bitte seines Herzens gewesen — darum hatte ihn sein Reichthum erfreut; und alle diese Hoffnungen kindlicher Liebe, diese schönen Pläne einer glücklichen Zukunft hatten, wie sein Gut — in den Wellen ihr Grab gefunden. —

Doch, wir kennen Joseph's frommes, gottver-

trauendes Herz. »Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen! sein Wille sey gelobt; möge er mir nur die Mutter erhalten und mich zu ihr führen!« So dachte er. —

Eines Abends wandelte er durch die Strassen der prachtvoll gebauten Stadt; überall Gewühl von allen Nationen; man konnte alle Sprachen der fünf Welttheile hören; von den Balkonen herab tönten Gesänge, von der Guitarre begleitet, während hie und da die Schwarzen nach der Arbeit des Tages, ihrer Müdigkeit vergessend, die vaterländischen Tänze begannen. Auf einmal erscholl der Ruf: »Feuer! Feuer!« Durch eine enge Gasse wälzten sich dicke Rauchwolken und Flammen; ein Magazin mit Flachs und Theer angefüllt, brannte; weithin schleuderte die Wuth des Feuers, wie brennende Fackeln, glühende Flachs- und Theerballen; bald brannten die anstossenden Gebäude, die benachbarte Strasse; ein fürchterliches Lärmen, das Geschrei der Unglücklichen, die ihr Leben und ihr Habe retten wollten, tönte grauenvoll in das Brausen der Feuerwogen, die mit jedem Augenblicke mächtiger über die Strassen zusammenschlugen.

Joseph flehte die Hilfe Gottes an und eilte zu retten; schnell stellte er sich an eine Feuerspritze und leitete deren Rohr, als der Spanier, der die Spritze bediente, von einem herabfallenden Balken verwundet, besinnungslos hinweggetragen wurde; dieß Haus wurde gerettet; das nebenstehende, leicht gebaut, stürzte zusammen; da hörte Joseph angstvolles Jammergeschrei. „O rettet mich, rettet mein Kind, um

das Blut Christi willen!« rief eine weibliche Stimme. Eine Frauensgestalt zeigte sich an dem Fenster des nächsten brennenden Hauses und rang die Hände; Flammen umgaben sie; Feuer und erstickender Rauch drangen aus allen Oeffnungen. —

Rasch lehnte Joseph eine Leiter an; es war das zweite Stockwerk, wo die Unglückliche um Hilfe rief. —

»Sie ist nicht zu retten«, riefen die Umstehenden; »seht, wie die Balken sich neigen; das Feuer schlägt zusammen; wagt Euer Leben nicht nutzlos!«

»Leben um Leben!« sprach entschlossen Joseph; »ich will es versuchen!«

Mit Jammertönen, welche die Herzen Aller zerrissen, bat die Arme auf das neue, jetzt fast verzweifelnd um Hilfe.

»Jesus und Maria!« rief Joseph, »schützt uns und erbarmt Euch!« er stieg, ein nasses Tuch um sich breitend, muthvoll die Leiter hinauf; die Zuschauer warfen sich auf die Kniee und beteten für ihn; Rauch und Flammen schlugen dem Deutschen entgegen; seine Haare wurden versengt, seine Kleider brannten hie und da; unerschrocken drang er vorwärts; jetzt hatte er das Fenster erreicht, er faßte das Gitter und wollte sich hineinschwingen; aber erstickender Qualm von Rauch und Flammen strömmte ihm entgegen und trieb ihn zweimal zurück; er hörte das Jammergeschrei der Unglücklichen; zum drittenmal den Namen Jesu anrufend, umfaßte er das Gitter und schwang sich auf das Gesimse des Fensters; ein mächtiger Windstoß trieb jetzt die Rauchwolken auseinan-

der; er sah, von Flammen umgeben, in dem Zimmer das Bild der Gottesmutter mit dem Kindlein; zu ihren Füßen knieete die Jungfrau, das Kind auf dem Arm, des Todes gewärtig. —

»Heilige Jungfrau! ich sehe dich«, rief Joseph ermuthigt und neugestärkt, du wirst uns retten auch aus Feuernoth, wie aus dem Fluthengrab!«

Rasch umfaßte er die Halbohnmächtige, warf über sie und ihr Kind das schützende, freilich schon halb verbrannte Tuch und trug sie durch die Flammen die Leiter hinab. —

Jubel und Beifallruf empfing den Kühnen; Joseph aber übergab das Mädchen und ihr Kind der Pflege zweier Frauen, die das Gewühl und die Gefahr nicht scheuend, mitleidsvoll der Armen sich genaht hatten, und suchte sich ohne Aufsehen zu entfernen, denn seine Kräfte waren gänzlich erschöpft, und das Feuer hatte ihn übel zugerichtet.

Die Pater erschracken, als Joseph geschwärzt, mit schweren Brandwunden, heimkehrte; er gestand Alles, die Gefahr und die Rettung.

„O Hochwürdige Herrn! schloß er seine Erzählung; ich verzagte schon, das Feuer und der Rauch benahmen mir den Athem; ich wankte auf der Leiter; ich hörte das Geschrei der Armen; ich wollte vorwärts und konnte nicht; mein Herz blutete; da riß ein Windstoß den Rauch auseinander; ich sah beim Schein der Flammen das Bild der heiligen Jungfrau mit dem gnadenreichen Kinde; es war mir, als winkte sie mir zu sich, zur Rettung der Halbohnmächtigen, die zu ihren Füßen lag; mit neuer Hoffnung und frischer

Kraft warf ich mich in die Flammen; das Wagestück gelang; doch Gott sey die Ehre und mein Dank der gnadenreichen Fürbitte der heiligen Mutter!«

Er bat mit der ihm eigenen Bescheidenheit die Patres um Verschwiegenheit; niemand sollte wissen, daß er der Retter gewesen wäre; die Patres versprachen es ihm.

Die Brandwunden hielten Joseph einige Tage im Zimmer, wo Philipp und die Dominikaner ihm freundliche Gesellschaft leisteten. Der Ruf seiner kühnen That aber hatte ganz Cuba erfüllt; Joseph erfuhr, daß seine Geretteten, die Jungfrau, wie das Kind, völlig gesund waren. Dieß hörte er mit der größten Freude; er dankte Gott.

»Und wißt Ihr auch, mein kühner Deutscher, wen ihr errettet habt?« fragte ihn eines Tages der Prior.

»Nein, gnädiger Herr!« war Joseph's Antwort, der bescheiden, wie er war, sich nicht einmal getraut hatte, nach den Namen der Geretteten zu fragen.

»Ihr habt das Verdienst einer edlen That durch Demuth verdoppelt«; entgegnete sanft der Prior und reichte ihm die Hand; vielleicht wird es Euch Freude machen, wenn Ihr hört, daß Ihr das Einzige Kind eines würdigen, angesehenen Vaters errettet habt.«

Das einzige Kind?

Das einzige Kind, Joseph; Don Rodrigo Saldez, der Gouverneur von Porto-Rico dankt Euch das Leben seines einzigen Kindes; die Jungfrau, die ihr mit Knäblein gerettet habt, war dessen Wärterin; Geschäfte riefen ihn hierher; sein Kind — sein einziger Reichthum nach dem Tode seiner Gattin — nahm

er voll Vaterliebe mit; und doch hätte es, während er mit dem General-Capitain von Cuba die Bergwerke besuchte, den Flammentod erlitten, wäret Ihr nicht gewesen; Gott lohne es Euch! mein löwenkühner Deutscher.«

»Dem Herrn die Ehre!« bat Joseph: »Ihr wißt, Hochwürdiger Herr, wie mir zur Zeit der höchsten Noth die Hilfe wurde.«

Tags darauf führte der Abt des Klosters einen stattlichen mit Orten gezierten Mann zu Joseph.

»Dankbarkeit hat Euere Spur gefunden, die nicht leicht zu finden war, sprach der Abt, vor dem Joseph ehrfurchtsvoll sich verneigte; wenn wir Eure Demuth ehren, so ist es anderseits auch unsere Pflicht, der Dankbarkeit den Weg nicht zu versperren. Hier steht Don Rodrigo Saldez, Gouverneur von Porto-Rico vor Euch; er ist der Vater des Kindes, das Ihr so muthvoll gerettet habt.«

Der Spanier hatte während der Anrede des Prior mit seinen ernsten dunklen Augen den Deutschen betrachtet. »Ihr habt, edler Deutscher mein Kind, mein einziges Kind, die Freude meines Lebens gerettet; ich kann Euch nicht danken, wie ich es wünsche und Ihr es verdient; nehmt hin den Dank, den schwachen Dank eines Vaters, dem Ihr alles, mit dem Leben seines Söhnleins sein eigenes gerettet habt; nur des Himmels Segen kann Euch würdig lohnen. Doch, mein edler Freund, habt Ihr einen Wunsch, den Menschen hier auf Erden gewähren können, so sprecht ihn aus, Don Rodrigo wird sein Möglichstes thun, ihn zu erfüllen.«

„Ich danke Euch Excellenz«, sprach Joseph gerührt, »mein einziger Wunsch ist dieser, die Heimath zu erreichen und dort bei der Mutter für mein Vaterland und Gott zu leben; ich hoffe, Gott wird mir ihn gewähren!«

„Ihr habt Schiffbruch gelitten, edler Deutscher; bedürft Ihr Gold, so gebietet über Euern Schuldner; die Hälfte meiner Schätze liegen zu Euern Füßen.“

„Was ich bedarf, das besitze ich schon durch die Milde dieser Patres; nochmals, ich danke Euch; die Freude, zwei Menschenleben errettet zu haben, ist ja an sich schon ein unüberschwänglicher Lohn; laßt sie mir ganz!«

„Stolzer Deutscher!« erwiederte Don Rodrigo, „Ihr demüthigt mich; doch Euer Wille soll geschehen; so möge denn Gott Euch statt meiner lohnen; doch ein kleines Andenken dürft Ihr von den Geretteten nicht verschmähen.«

Er drückte Josephs Hand und entfernte sich mit dem Prior, der bald zurückkam. „Ihr habt edel und würdig gehandelt! Joseph, sprach er; so geziemte es Euch; aber Don Rodrigo wird so nicht scheiden.“ Nach zwei Tagen führte der Prior die gerettete Jungfrau und das Kind zu Joseph. Theresia — so hieß sie — fiel ihm zu Füßen, küßte seine Hand und drückte in begeisterten Worten den Dank für ihre Rettung aus. Gerührt hob Joseph die Jungfrau auf und küßte das Kind, das verlangend die Aermlein nach ihm, als wie nach dem Vater ausstreckte. Darauf überreichte ihm Theresia ein Käftlein von Mahagonyholz. „Don Ro=

drigo — sprach sie — bittet Euch, dieß nicht zu verschmähen! —«

Joseph öffnete das Kästlein; ein goldenes, mit den kostbarsten Diamanten geschmücktes Kreuz strahlte ihm entgegen. Theresia drückte an einer Feder; das Bild Rodrigos und Inigos, seines Sohnes, zeigte sich; ein zweites Miniaturbild auf der Rückseite des Kreuzes stellte die Rettung aus dem Feuer dar.

»Weitern Dank für unsern Retter — fügte Theresia bei — behält sich Don Rodrigo vor.« Sie weinte jetzt; »das Schiff, fuhr sie fort — das uns nach Portorico bringen soll, liegt segelfertig; — ich werde Euch, meinen edlen Retter nicht mehr sehen; aber Euer Bild wird ewig in meinem Herzen leben.«

»Betet für mich! Theresia!«

»Das soll mir eine heilige Pflicht seyn, betheuerte die Jungfrau, und sie wird noch in der Stunde meines Todes erfüllt werden! Mögt Ihr glücklich werden, und auch meiner nicht vergessen! Schluchzen unterbrach ihre Worte: Die heilige Jungfrau von Guadeloupe führe Euch zu der Mutter in die Heimath.«

Nochmals reichte sie ihm das Knäblein; Joseph segnete es; eilends entfernte sich dann Theresia.

Zu dieser Zeit schied auch Don Pedro, der biedere Capitain, mit Don Diego, dem würdigen Schiffspriester, von ihnen; sie segelten nach Mexico. Josephs Brandwunden waren jetzt geheilt und auch Philipp gänzlich hergestellt; nichts war rührender, als der Eifer, mit welchem er sich für den wichtigen

Schritt der Glaubensänderung vorbereitete; seine Sehnsucht, ein Kind der katholischen Kirche zu werden, wuchs mit jedem Tage. Sie kam endlich, die heißersehnte Stunde; in der Kirche des Klosters, schwur er den Irrthum ab, in dem er bisher gelebt hatte, und bekannte laut und feierlich, daß er die katholische, römische apostolische Kirche als die einzige wahre, von Christus auf den Fels Petrus gestiftete, von dem heiligen Geiste erleuchtete halten, daß er in ihr leben, in ihr sterben wolle. Dem Abte floßen Thränen der Freude über die Wangen; er reichte nach der heiligen Handlung tief bewegt dem Bekehrten die Hand: „Heute, sprach er, ist unserm Hause Heil widerfahren; denn auch Ihr seid ein Kind Abrahams geworden! Sir Philipp! ich wünsche Euch Glück; an jenem Tage, wo der Herr zu richten kömmt, wird es allen klar werden, welch' großes, unendlich großes Glück es ist, in dem Schooße der katholischen Kirche gelebt zu haben. Ihr werdet an ihr eine treue, mächtige, liebende und gnadenreiche Mutter finden; seid Ihr nur, Sir Philipp, ein treuer, gehorsamer dankbarer Sohn, und der Segen des Allmächtigen wird mit Euch sein!"

Philipp dankte mit thränenfeuchten Augen; in dem Kloster herrschte Jubel; Philipp wurde tief gerührt durch die innige Theilnahme, die jeder an seinem Glücke bezeigte. Des andern Tages beichtete und communicirte er; zum erstenmale in seinem Leben empfieng er die Nachlassung der Sünden und die Gnade einer wahrhaften und würdigen Communion. In der tiefen Bewegung, auf dem Antlitze

selige Verklärung, sprach er am Abend dieses gnadenvollen Tages zu Joseph: „Mein Bruder! weißt du noch, wie wir eines Abends am Taffarell des Falken standen; dort gestand ich dir, es sei mir, als müßte ich von dir etwas und zwar eine große Gabe empfangen? Ist dieß nicht eingetroffen? Du rettetest mich aus der Fluth und speistest mich mit den Perlen deines Rosenkranzes; du schütztest mich vor Verzweiflung und vor Selbstmord; deiner Belehrung und deinem Beispiele dankte ich, daß ich von vielen Vorurtheilen frei ward, die mir von Jugend auf gegen unsern heiligen Glauben eingeflößt wurden; du hast zuerst den Saamen gestreut, der jetzt zur herrlichen Frucht geworden! Ja, du warst mir von Gott gesandt; du mußt es gewesen sein; jetzt kann ich mir erklären, warum dir mein Herz beim ersten Begegnen schon entgegen schlug, jetzt kann ich mir es deuten, warum ich mich innig zu Dir hingezogen fühlte!“

„Philipp, erwiederte Joseph, du hast Recht; unsere Freundschaft muß Gottes Werk gewesen sein; Er hat sie ja gesegnet; denn auch im Glauben sind wir Eines geworden; ich habe täglich für dich gebetet, gebetet, daß dir Gott auch das Glück meines Glaubens und den Lohn gebe, den der treue Katholik jenseits von Gottes Gnade erwarten darf; weißt du noch, Philipp, wie sie uns am Bord des Falken nur Castor und Pollux hießen; während der eine Bruder die Freuden des Himmels genoß, mußte der andere in der Unterwelt leiden; nein, mein Philipp; wir wollen von Gottes Gnade hoffen, daß wir beide der himmlischen Freude jenseits genießen werden!“

»O Joseph! mein Herz sieht jetzt schon den Himmel offen; du weißt, was ich heute empfangen, den Herrn der Seligkeit selbst. —«

»Philipp! du wirst Ihm treu bleiben!«

»Joseph! ich will für Ihn leben, für Ihn sterben, Er soll mein Alles sein.«

Es waren nun sechs Wochen verflossen; Joseph und Philipp sehnten sich zuletzt in die Heimath zurück zu kehren! ein englisches Schiff lag segelfertig in dem Hafen und sie beschlossen, darauf die Reise nach Europa anzutreten.— Mit tiefer Rührung schieden sie von dem Abte und den Dominikanern, welche ihnen des Guten so viel erwiesen. »Gedenkt der Gnaden, die Ihr hier empfangen, und des Schwures, den Ihr hier geleistet habt, Sir Philipp! sprach in tiefem Ernst der Abt; wir werden jeden Tag für Euch beten, beten auch für die Bekehrung Eures Vaterlandes, das einst eine Zierde der katholischen Kirche war. Vereiniget doch Euer Gebet mit dem unsrigen.—«

In tiefster Rührung stammelte Sir Philipp seinen Dank; es segnete ihn und Joseph jetzt der Abt.

»Gott geleite Euch sicher zu den Euern! sprach er und beschenkte Philipp mit einem silbernen Kreuze, Joseph mit einer spanischen Bibel. Des andern Tages segelten die Beiden nach Europa.

Fünftes Kapitel.

Die Heimkehr.

Ohne besondere Beschwerde kamen die Freunde nach sieben Wochen in London an, wo Philipp noch dringende Geschäfte in Ordnung zu bringen hatte. Sobald diese besorgt waren, eilte er mit Joseph, der ihn auf sein inständiges Bitten begleitete, nach Northumberland, auf sein Landgut.

Es war an einem Abend, als sie dahin kamen; Miß Emily, Philipps Gattin, Georg, sein einziges Söhnlein, Mary und Catharina, seine Töchter, saßen gerade beim Abendeßen. Man meldete zwei fremde Männer, die von Amerika kämen und von Sir Philipps baldiger Ankunft Nachricht brächten.

„Er ist es selbst! rief in freudiger Ahnung Miß Emily, und eilte mit den Kindern hinab, ihren Gatten zu begrüßen.

Mit inniger Rührung betrachtete Joseph den Auftritt, der jetzt folgte. Philipps Auge strahlte vor Freude; Georg an seinem Halse, Mary und Catharina an seiner Rechten führend, sein Weib mit der linken umfaßend, stieg er unter dem Jubel der Kinder und freudiger Begrüßung der Dienerschaft, die Treppe hinauf in das Wohnzimmer. Dort stellte er seiner Emily Joseph vor: „Hier Emily, siehst du meinen besten, treuesten Freund; ihm dankst du es, daß du noch einen Gatten, ihr Kinder, daß ihr noch einen Vater habt.“

Emily versuchte bewegt zu danken; Joseph lehnte

freundlich und ernst ihre Dankes Bezeugungen ab. „Miß! sprach er, der da oben, war mit uns!“

„Ja Emily, Gott war mit uns; du wirst staunen, wenn du hörst, wie es uns gegangen ist. Doch vor Allem gebt uns zu essen!“ rief Sir Philipp.

Schnell wurde ein gutes Mahl bereitet. Joseph setzte sich zwischen die Kinder und diese fanden bald großes Gefallen an dem heitern Manne, der ihnen von seiner Reise so schöne Dinge erzählte. Der Abend verfloß schnell und in allgemeiner Fröhlichkeit. Joseph wandte sich freudig zu Philipp: „Mein Freund! du bist ein glücklicher Vater! sprach er; du konntest ja nie auf dem Meere zu Grunde gehen, wenn die Schutzengel deiner Lieben für dich beteten.“

Philipp aber drückte ihm die Hand. — „Joseph, mein Schutzengel warst du.“

Miß Emily, welche die Kinder zur Ruhe gebracht hatte, nahte sich ihnen jetzt und bat: „Nicht wahr, edler Herr, Ihr bleibt bei uns, und verlaßt diejenigen nicht, denen Ihr den Vater und Gatten gerettet habt? Ihr müßt mit uns leben, mit uns sterben.“

„Miß, erwiederte Joseph, ich habe eine Mutter in der Heimat und sie verlangt nach mir, und bedarf meiner Pflege, die sie so lange entbehrte. Ich wüßte mir kein größeres Glück, als von Euch als ein Glied Euerer edlen Familie betrachtet zu werden und durch Euere und Sir Philipps Freundschaft geehrt, hier glückliche Tage verleben zu können.“

„Es wäre Sünde, antwortete Emily betrübt, Euch von der Erfüllung einer solchen heiligen Pflicht abzuhalten; doch, wir bitten Euch, ein halbes Jahr schenkt Ihr uns doch.“

„Miß, acht Tage; es liegt das Schiff schon im Hafen, das mich nach Hamburg bringen wird.“

Nur zu bald verflossen für Sir Philipp und seine edle Gattin diese Tage; in tiefer Bewegung trennte sich Joseph von dieser liebenswürdigen Familie; Philipp begleitete seinen Freund bis London; dort hielten sie sich einige Tage auf, bis das Schiff ganz geladen war. Als sie eines Tages über den Haymarket giengen, folgte ihnen ein großer, stattlich gekleideter Mann, der sie, zumal Joseph, scharf in das Auge faßte. An der Ecke eines Gäßleins trat er ihnen in den Weg.

„Meine Herren! sprach er höflich, entschuldigt meine Kühnheit; wenn ich nicht gänzlich irre, so sah ich Euch schon zu Havannah?“

„Wir waren vor einem Vierteljahre dort,“ antwortete Philipp.

„Ihr, mein Herr! fuhr der Fremde zu Joseph sich wendend, fort, rettetet mit Lebensgefahr eine Jungfrau und das einzige Kind Don Rodrigo Saldez, des Gouverneur von Portorico?

„So ist es; wozu aber diese Frage?“

„Don Rodrigo läßt Euch durch mich grüßen; er hat erfahren, daß Ihr nach London kommen würdet; er weiß auch, daß Ihr eine alte Mutter habt, und er wünscht an ihrer Pflege, wie ihr zweiter Sohn Antheil zu nehmen; darum bittet er, Ihr sollt diese kleine

Gabe nicht verschmähen;« bei diesen Worten drückte er ihm eine kleine Brieftasche in die Hand und flisterte leise: »Ich bin Theresias Bruder, und danke Euch für ihre Rettung; sie denkt täglich an Euch; der kleine Inigo muß täglich für Euch beten. —

Joseph wollte antworten; aber mit einer höflichen Verbeugung entfernte sich der Spanier schnell und war in dem nächsten Hause verschwunden. —

„Seltsam, sprach Joseph und öffnete die Brieftasche; mit Erstaunen sah er Wechsel im Betrag von 200000 Gulden; ein Brieflein lag dabei, worin Don Rodrigo ihm noch einmal dankte. „Nehmt dieß — so schloß der Spanier — nicht als Belohnung einer That, die nur des Himmels Seligkeit und Euer eigenes Bewußtsein lohnen kann, sondern als ein Kapital, das Euch die Mutterpflege erleichtern soll; denn ich ehre Euere Mutter, wie die meinige, und preise sie glücklich; denn sie hat in Euch einen würdigen Sohn geboren; Gott segne Euch und Euere Mutter!“

Joseph und Philipp wurden durch die Dankbarkeit des Spaniers auf das innigste gerührt. „Don Rodrigo hat ein edles Herz, sprach Sir Philipp; es würde ihm wehe thun, würdest du seine Gabe verschmähen.“

„Ich will es nicht; erwiederte Joseph; ich achte aber jeden Gedanken, den sein Herz mir mit Freundschaft reicht, höher, als dieß Geschenk; doch danke ich auch dafür; denn es befreit mich von aller Sorge mein Lebenlang, und gibt mir die Mittel, auch Andern wohl zu thun! Gott lohne den edlen Don.“

Es kam die Stunde des Abschiedes; mit männig-

licher Fassung ertrugen die Freunde die Bitterkeit der Trennung.

„Joseph, was ich dir danke, weiß nur Gott; nur Er wird dein Vergelter sein," sprach Philipp mit nassen Augen; Gott sei mit dir; die heilige Jungfrau, die uns so oft beschützt hat, geleite dich durch dein ganzes Leben!"

»Philipp, wenn Gott will, sehen wir uns wieder; grüße mir deine Gattin, deine Kinder, und gedenke immer deines Schwures in der Kirche zu Havannah.«

Joseph fand auf dem Schiffe, das ihn nach Hamburg führen sollte, einen würdigen Capitain und eine heitere Gesellschaft; sein Herz verlangte mit ungeduldiger Sehnsucht nach der Heimath; er zählte die Tage, die Stunden; er kam glücklich nach Hamburg; mit eigenen Pferden eilte er, ohne sich aufzuhalten, nach der Heimath. Am fünften Tage kam er des Abends in der Nähe seines Dörfleins an. —

Er wollte das Aufsehen vermeiden, welches das Erscheinen eines mit schönen Pferden fahrenden Fremden im Dorfe verursachen konnte, und ließ deßhalb seine Equipage in cem nahen Städtlein zurück. Mit unnennbarer Freude und dem innigsten Dank gegen Gott hatte er in dem Gasthause, wo er einkehrte, vernommen, daß seine Mutter noch lebe und auf seine Ankunft mit fester Hoffnung und Sehnsucht baue.

Joseph kam immer näher zu dem Dorfe; bald konnte er die Häuser deutlich unterscheiden; jedes rief in ihm bald frohe, bald traurige Erinnerungen zurück; er sah die Kirche, das Schulhaus, den Pfarrhof —

weiter unten das Haus seiner Eltern. — Er blieb jetzt einige Augenblicke stille stehen; er dachte an die gute, alte Mutter; im Geiste war er bei ihr und genoß die Freude des Wiedersehens; seine Schritte beflügelten sich jetzt; er kam zu der kleinen Birkenallee, die zu dem Thale führte, wo das Bild der Gnadenmutter stand. Da gedachte er, wie oft er hier zu dem Heilande und zu seiner jungfräulichen Mutter gebeten, wie er, durch ihren gnädigen Schutz aus so vielen und großen Gefahren befreit und aus Meeresnoth und Feuerbränden sicher zu der Heimath geleitet worden sei.

Da rief es ihm zu: »Du thust wohl, zuvor Denen zu danken, die dir so wunderbar geholfen; mit Gebet mußt du deine Ankunft in der Heimath feiern. Denn du hast der Gnaden gar viele empfangen.«

Langsam gieng er hinab; das Herz wurde ihm so voll; seine Augen wurden naß; durch das Eichenlaub sah er das Gnadenbild, wie ihm winkend, entgegenschimmern; eine alte Frau knieete auf dem Betstuhl und betete; es dämmerte; er konnte ihre Gesichtszüge nicht unterscheiden; sein Herz pochte in freudiger Ahnung; er ging näher; ja, es war seine Mutter, die für ihn hier betete.

Joseph mußte sich Gewalt anthun, um sein Entzücken zu mäßigen; er stand einige Augenblicke in unendlicher Freude still; da sah er, wie auf der andern Seite ein Mann aus den Büschen trat und sich mit ängstlicher Scheue der betenden Mutter nahte. —

»Margaretha, sprach er zu ihr mit düsterer Stimme: ich muß Euer Gebet unterbrechen; es läßt mich

nimmer ruhen; ich muß Euch, ehe ich fortziehe, Etwas gestehen; es betrifft Euern Joseph."

„Ach, Balthasar! mir ahnet Böses! sage es heraus!" rief erschrocken Margaretha; habt Ihr ihn erschlagen, oder an die Werber verkauft?"

„Margaretha, das letztere haben wir gethan; ach! wir haben ihn um ein Sündengeld an hessische Werber verkauft, und die schleppten ihn nach Amerika; wollte Gott! ich könnte ihn mit meinem Leben erwecken, wenn er todt ist!"

„O mein Gott! o heilige Jungfrau! Balthasar! was hat euch mein Joseph gethan, was hat Euch eine arme Wittfrau gethan, daß Ihr den einzigen Sohn ihr von dem Herzen reißet? o Joseph, mein Joseph!" sie rang im bittersten Schmerz die Hände.

Balthasar stand stumm da: „Ja, Ihr habt Recht; Nichts hat er mir und meinem Bruder gethan; er war die Unschuld und Frömmigkeit setbst; ach! es war der Neid und die Bosheit, die uns zu der abscheulichen That verleitete; o könnte ich sie ungeschehen machen!"

Margaretha beugte sich in tiefstem Jammer über den Betstuhl; sie ächzte bitterlich; in diesem Augenblick war in ihrer Seele alle Hoffnung erloschen.

„Margaretha, könnt Ihr mir verzeihen? fragte mit Angst und tiefem Seelenleiden Balthasar; Margareta, seht was ich leide! seit jener That, die ich jeden Tag tausendmal verfluche, ist der Segen Gottes von uns gewichen; erinnert Euch, daß Niklas, mein Bruder, vor zwei Jahren im Walde durch einen Baum erschlagen wurde; mein Haus wird jetzt verkauft, und

ich muß als ein Bettler mit Weib und Kindern in die Fremde ziehen. Das ist Gottes Strafe, ich murre nicht; ich habe es ja verdient; Margaretha verzeiht; nur dann, wenn ich mit Euch ausgesöhnt bin, wird es mir leichter werden.«

Margaretha schaute auf die Gnadenmutter, die das Kindlein der Barmherzigkeit auf den Armen trug; sie seufzte tief auf; sie wandte sich jetzt um und reichte dem Balthasar die Hand. »Ich verzeihe euch von Herzen, von ganzem Herzen; möget ihr meinethalben für diese That Nichts mehr zu leiden haben.«

Balthasar schluchzte laut; er preßte heftig ihre Hand an seine Lippen. »Gott vergelte es Euch tausendmal, mir ist ein Stein vom Herzen; ich kann jetzt ruhig sterben. Hörtet Ihr, Margaretha, denn gar nichts mehr von Joseph?«

»Kein Wörtlein!« seufte sie; Amerika ist weit, gar so weit; er wird wohl schon todt sein«!

Balthasar drückte ihr weinend die Hand. »Margaretha, nochmals verzeiht mir und betet für mich, denn ich bin ein elender Mensch!« er entfernte sich langsam.

Sie weinte heftiger; länger konnte sich Joseph nimmer halten; mit äußerster Gewalt seine Freude, wie sein Leid zurückdrängend, trat er aus den Büschen hervor.

»Guten Abend! sprach er mit einer fast zitternden Stimme; geht hier der Weg nach dem Dörflein?«

»Ja, gestrenger Herr! erwiederte Margaretha verwundert; denn seit Jahren hatte sie keinen so stattlich

gekleideten Fremden gesehen; nur gerade das Berglein hinauf!«

»Ihr weint, mein gutes Weib? worüber denn?« fragte jetzt Joseph weiter.

»Ueber meinen Sohn, über mein einziges Kind! O mein Joseph!« Schluchzen unterbrach ihre Worte; es kostete ihr keine kleine Mühe, ihr Unglück zu erzählen. Der Fremde hörte ihr aufmerksam zu.

»Ich war auch in Amerika, sprach er, und ich müßte mich sehr irren, wenn ich Euern Sohn nicht kennen lernte; wir dienten bei einer Compagnie; hieß er nicht Joseph Ram?«

»Ja; rief mit freudiger Bestürzung Margaretha; o gestrenger Herr! sagt mir doch um Gotteswillen, lebt er noch, mein Joseph, lebt er noch?«

»Er lebt noch; seid versichert, er lebt noch!«

»Er lebt noch, o Joseph, du lebst noch! rief die Mutter mit einer Freude, die wohl empfunden, aber nicht geschildert werden kann, o Jesu, o Maria! er lebt! o sagt mir doch, wo ist er jetzt?«

»Er ist auf dem Wege zu Euch, Mutter!« erwiederte Joseph mit tieferer Bewegung; kaum konnte er sich noch zurückhalten.

In unendlicher Freude stand die alte Frau einige Augenblicke still; ihr erstes war, Gott zu danken. »O Jesu, du hast ihn gerettet! o Maria, du hast ihn erbeten! rief sie; aber sagt mir, edler Herr, wann werde ich meinen Joseph wieder sehen!«

»In wenigen Tagen, in wenigen Stunden, vielleicht« —

»Heilige Jungfrau! ich —

„Ja, Mutter! rief Joseph hingerissen von Sehnsucht und Entzücken, ich bin es, ich bin Euer Joseph!"

Die Scene, die jetzt folgte, mag sich Jeder nach seinem eigenen Gefühle selbst ausmalen. Als der erste Jubel der Freude und des Entzückens vorüber war, führte ihn die Mutter zu dem Gnadenbilde.

„Sieh Joseph, da habe ich tagtäglich frühe und Abends für dich gebetet. Du weißt, daß die Mutter Maria kein Söhnlein in den Armen hatte; da sparte ich und nahm Alles zusammen, damit ich ihr ein Kindlein in den Arm wieder legen, und ihr sagen konnte: „Sieh, Mutter! dein Kindlein gebe ich dir wieder, o bringe mir doch durch deine mächtige Fürbitte auch das meinige zurück! Und sieh, Joseph, wir sind erhört worden; hier, wo ich der Thränen und der Schmerzen so viele vergoß, sah ich dich, als wollte die Gnadenmutter recht deutlich beweisen, daß ich ihrer Fürbitte dich verdanke; ich sah dich zu einer Stunde, wo mir alle Hoffnung entschwunden war, wo der bitterste Schmerz meine Seele zerriß; ich sollte sehen, daß, wo die Noth am Höchsten, die Hilfe auch am nächsten ist. O Jesu, o Maria! Euch sei es gedankt; ich habe ihn wieder meinen Sohn, meinen einzigen Sohn!«

Sechstes Kapitel.

Ende.

Joseph, des todtgeglaubten, Heimkehr wurde noch diesen Abend im Dorfe bekannt und erregte in jedem Hause freudige Verwunderung; der Schullehrer lief,

so gut es seine alten Beine erlaubten, sogleich mit der Freudenbotschaft in den Pfarrhof, wo der Pfarrherr ihm anfänglich gar nicht glauben wollte.

„Seht, rief der Schullehrer, da kommt er ja selbst mit seinem Mütterlein!"

Der Pfarrer eilte ihnen mit dem Schullehrer bis zur Thüre entgegen. »Joseph, sprach er mit zitternder Stimme, bist du es wirklich?"

„Mit Leib und Seele!" antwortete dieser und küßte die dargebotene Hand seines Wohlthäters mit Rührung und Dankbarkeit.

Der Pfarrer aber hob das Auge zum Himmel und rief in tiefer Bewegung: „Mein Gott! selig ist wer auf Dich hofft! ich kann jetzt viel leichter sterben!"

»Er wird uns die Augen zudrücken!" sprach schluchzend und seinen Pflegesohn an das Herz drückend, der alte Schullehrer.

„Nicht vom Sterben reden! bat Joseph, ich bin ja erst von den Todten auferstanden! wir wollen Gott bitten und von seiner Barmherzigkeit erwarten, daß er uns noch viele Jahre bei einander in Frieden und Freuden leben läßt!"

„Amen! sprach der Pfarrer, jetzt kommt aber herein; es ist finster ich muß dich bei Lichte besehen! mein lieber Joseph, ich sehe schon, daß du größer geworden bist!"

Er reichte die eine Hand Joseph, die andere Margaretha. „O Mutter Margarethe! wer hätte dieß geglaubt! die Freude drückt mir fast das Herz ab; täglich habe ich für ihn in der heiligen Messe gebetet, aber niemals gewußt, ob ich ihn als Leben-

den oder als Todten einschließen sollte. »Seht Gott hat uns erhört, Margaretha!«

„Und wunderbar dazu! sprach sie: ich hatte fast Jahre lang und immerfort, auf seine Rückkehr gehofft; aber vor einer Stunde, da verlor ich alle Hoffnung!„— Sie erzählte ihm jetzt was Balthasar ihr gestanden hatte, und wie sie ihm auf sein Bitten verziehen hätte!

Da kann man sehen, rief der Pfarrer, daß die Barmherzigen selig sind; weil Ihr barmherzig wart, so hat Euch Gott auch Barmherzigkeit erwiesen, und Euch den verlornen Sohn heim gebracht.“

Sie waren jetzt in die Stube gekommen; Magdalena, des Pfarrers alte Hauserin, kam ihnen hier entgegen, und begrüßte hier ihren Joseph, den sie von Kindheit so lieb gehabt, mit der rührendsten Freude. Sie brachte auf des Pfarrers Erinnerung Licht und alle staunten sich über Josephs kräftiges gesundes Aussehen; die Farbe seines Antlitzes war bräunlich geworden; seine Züge etwas ernster, allein voll Freundlichkeit; auf der Stirne trug er eine kleine Narbe.—

„Joseph, begann jetzt der Pfarrer während Magdalena die Stühle brachte und auf seinen Wink den Tisch deckte, jetzt erzähle doch, wie es dir gegangen ist, während der langen Zeit deiner Abwesenheit. Vor allem aber trink zuvor!“ Magdalena brachte jetzt vorläufig Bier und Käse und eilte dann wieder fort, das Abendessen zu besorgen.—

Joseph trank und fing also an;

»Ihr wißt alle, daß ich auf der Kirchweihe zu

Landstetten, recht fröhlich war; des Abends wollte ich mit dem Herrn Schullehrer nach Hause gehen; da hörten wir Aechzen und Jammern im Gebüsche; ich eilte trotz des Abrathens des Herrn Schullehrers in das Wäldlein; plötzlich wurde ich von vier starken Männern gepackt, zu Boden gerissen, und geknebelt; man schob mir, um das Schreien zu verhindern, ein Tuch in den Mund, setzte mir ein Messer auf die Brust und bedrohte mich mit augenblicklichem Tode, wenn ich ihnen nicht folgen würde. Sie schleppten mich durch Büsche und allerlei abgelegene Wege einige Stunden fort; mehrmals hielten sie stille und sprachen leise mit einander; es war mir dann, als hörte ich Niklas und Balthasars Stimme; mir wurde jetzt angst und ich durfte mich auf das Aergste gefaßt machen.«

»Als es Tag wurde, waren Niklas und Balthasar verschwunden: wir kamen zu einem einzeln stehenden Hause; andere Männer warteten auf uns und brachten mich auf einen Wagen der dann mit größter Schnelligkeit davon fuhr. Ich merkte wohl, daß es über die Gränze ging; meine Angst wurde immer größer; ich konnte kaum beten; wir waren einige Stunden gefahren; da sprach einer der Männer zu mir, er wolle mir das Tuch aus dem Munde nehmen, wenn ich ihm verspräche, nicht zu schreien; ich nickte bejahend mit dem Kopfe; darauf befreite er mich von dem Tuche, das mir eine große Pein verursacht hatte; auf meine Frage, warum sie mich überfallen hätten und wohin sie mich schleppen würden, gaben sie keine Antwort, sondern befahlen

mir ruhig zu bleiben; zu seiner Zeit würde ich Alles erfahren. Darauf reichten sie mir Brod und Brantwein; es schmeckte mir aber wie Galle, ich sah mehr und mehr, daß ich unter Werbern sei; auf meine Frage, ob ich Soldat werden müsse, erwiederte mir einer, daß es eine Ehre sei, dem Soldatenstande anzugehören; ein junger Mensch der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hätte, könne da am ersten zu Geld und Ehren kommen, ja selbst General werden! Darnach gelüstete mir es aber durchaus nicht, in meiner Lage hätte ich gerne mit dem armseligsten Bauernknechte getauscht.

Des Abends kamen wir in ein Wirthshaus. Dort war Alles voll von hessischen Rekruten. Die meisten waren betrunken, ich hatte Abscheu an ihnen; sie ließen mir aber keine Ruhe; ich mußte mit ihnen essen und trinken; sie lärmten die ganze Nacht hindurch; erst gegen Morgen wurde es etwas stille; die ganze Zeit hatte ich darüber nachgedacht, ob es nicht möglich wäre zu entfliehen; wir wurden aber sehr scharf bewacht; dennoch wäre mein Versuch zu entfliehen gelungen, hätte nicht der Hund des Wirthshauses durch sein Bellen mich verrathen; ich war schon über die Hofmauer hinüber; da kamen die Werber, durch das Bellen des Hundes aufgeschreckt, setzten mir nach und holten mich ein; sie zerschlugen mich jämmerlich und drohten mir mit dem Tode, wollte ich nochmals einen Versuch zur Flucht wagen; in der That, ich wurde auch auf das schärfste bewacht und strenger als die übrigen gehalten.—

Unser Haufen vergrößerte sich mehr und mehr;

wir zählten mehrere hundert Köpfe, als wir nach Kassel kamen; dort wurden wir in den Kasernen einquartirt; wir bekamen Montur und mußten den ganzen Tag exerziren. Als wir hinlänglich eingeübt waren, hieß es fort! nach Amerika, gegen die Rebellen.«

»Wie uns da zu Muthe war, läßt sich kaum begreifen; unser Jammern, unser Zorn und Drohen halfen nichts; diejenigen welche sich am lautesten über Betrug beklagten, wurden krumm geschlossen, einige davon gar erschoßen; da waren wir anderen stille; wir wurden nach England eingeschifft; dort hielten wir uns nur kurze Zeit auf; als die Flotte und die ganze Macht beieinander war, segelten wir nach Amerika; schon auf der See hatten wir viel durch Stürme und Krankheiten auszustehen; als wir an das Land kamen, litteu wir noch mehr; es fehlte uns an dem Nothwendigsten; wir hatten oft Wochen lang nichts als schlechtes Brod und faules Wasser und mußten dabei die beschwerlichsten Märsche durch endlose Wälder und Sümpfe machen; bald kam es zwischen uns und den Amerikanern zu Gefechten; wir siegten in den meisten Treffen, obgleich nicht ohne großen Verlurst. Diese beständigen Siege ließen uns die Amerikaner bald verachten; wir mußten aber diese Geringschätzung und unser Sorglosigkeit theuer büßen. Washington, der Feldherr der Amerikaner, überfiel uns mitten, im Winter bei Trenton, richtete uns übel zu und nahm 23 Offiziere und gegen 1000 Gemeine gefangen.—«

»Unter den Gefangenen war auch ich; man führte

uns im Triumphe nach Philadelphia, wo man uns zur Schau durch die Strassen schleppte und übermüthig behandelte; die Freude über unsere Gefangenschaft war um so größer, als man uns, die Hessen, bei weitem mehr fürchtete, als die Engländer!«

„Wir wurden in kleinen Haufen auf das Land vertheilt; aber, da wir nur schlecht bewacht wurden, gelang es vielen zu entrinnen; auch ich entsprang in einer Nacht mit einem Kameraden; wir flohen drei Tage durch Wälder, und Sümpfe und waren immerfort in der Angst, den Indianern in die Hände zu fallen; wir waren ohne Waffen ohne Kenntniß der Gegend; nur ein Brodmesser stand uns zu Gebote; unter furchtbaren Entbehrungen waren wir über die endlosen Berge gedrungen; da überfielen uns in einer Nacht die Schwarzfußindianer; Kaspar, mein Gefährte, wurde sogleich von ihnen getödtet; mich banden sie an Händen und Füßen auf ein Pferd und schleppten mich fort; acht Tage der qualvollsten Ungewißheit — ich durfte bei diesen grausamen Indianern jede Stunde des Todes gewärtig sein — verlebte ich bei ihnen. Da kamen eines Tages Europäische Jäger zu ihrem Lager; meine Freude, Landsleute wieder zu sehen, war unendlich; auch sie verwunderten sich, mich hier zu treffen; bittend hob ich die Hände zu ihnen, erzählte ihnen in englischer Sprache mein Elend und bat um Erlösung; sie antworteten mir in gebrochenem Englisch, sie wären spanische Pelzhändler und würden alles aufbieten, mich zu befreien; gegen eine Flinte, etwas Pulver und einen Pferdezaum wurde ich wirk-

lich frei gelassen. Mein Jubel und mein Entzücken kannte keine Gränzen; ich folgte meinen Rettern auf ihren mühsamen und gefahrvollen Wanderungen; sie handelten das Pelzwerk theils bei den Indianern ein, theils jagten sie selbst an den Seen und Flüssen nach den Bibern, Ottern, Hirschen, Rehen und andern Thieren, die Pelzwerk haben. —

Es waren ihrer gegen dreißig Männer, welche dieß Geschäft betrieben; bald wurde ich mit ihnen bekannt, ich lernte die spanische Sprache in ihrem Umgange; (das abentheuerliche Leben, die Gefahren und Annehmlichkeiten desselben will ich bei gelegenerer Zeit schildern); ich war zwei Jahre bei ihnen, als sie sich nach Montreal wandten, wo der Direktor ihrer Handlungsgesellschaft „Don Pedro Mizza" wohnte; es war ein edler, würdiger Mann, der mich ein halbes Jahr in seinem Hause liebreich verpflegte und mich dann seiner Base, der Donna Xaveria, empfahl, die zu Lima mit Gewürzen handelte. Donna Xaveria war eine sanfte, fromme Frau, und den Deutschen sehr gewogen; denn der Ehrlichkeit eines Deutschen dankte sie der Rettung ihres ganzen Vermögens. Sie war Wittwe und bald hatte ich ihr Zutrauen gewonnen; sie war kinderlos und sie liebte mich wie ihren Sohn; ich hatte Alles, was das Leben der Jugend angenehm machen konnte, und dennoch war ich nicht glücklich; denn es fehlte mir ja die Heimath, wo die Mutter, wo meine Freunde lebten und meiner gewiß gedachten.

Ich hatte zwei Jahre bei ihr zugebracht, und ihr die Handlung mit Treue und Eifer geführt; da

bat ich sie um Entlassung; denn in der Heimath lebe meine alte Mutter, nach ihr verlange mein Herz und meine Pflicht sei es, sie zu pflegen. Da bat Donna Xaveria mit Thränen in den Augen, ich sollte nur ein Jährlein bei ihr verbleiben; auch sie liebe mich ja wie eine Mutter; sie wolle für meine Mutter und mich sorgen, daß wir das ganze Leben ohne Sorge und in Ueberfluß zubringen würden.

So blieb ich denn noch ein Jahr; ich schrieb mehrmals nach Hause und es bekümmerte mich sehr, daß ich keine Antwort und keine Nachricht von meiner Mutter und meinen Gutthätern erhielt.«

»Keiner von deinen Briefen, Joseph, kam zu uns,« sprach der Pfarrer.

„Ich glaube es, antwortete Joseph; der Weg ist weit und unsicher; und es kann sein, daß mancher Brief sogar von einem neidischen Verwandten der Donna zurückgehalten wurde. Als ich nach Ablauf des Jahres auf das neue meine Entlassung verlangte, weinte sie wieder und bat mich noch dringender, als das vorigemal, ich möchte doch bei ihr bleiben; sie hätte keine Stütze als mich; sie würde es mir gewiß lohnen. So hielt sie mich sechs Jahre zurück: meine Sehnsucht nach meiner Mutter und meiner Heimath wurde um so heftiger, als ich keine Nachrichten von Hause erhalten konnte. Ich erklärte ruhig, aber fest meinen Entschluß heimzukehren.“

„Wieder versuchte Donna Xaveria mit Bitten und Thränen mich zurückzuhalten.— Dießmal aber blieb ich fest. Da kam sie, brachte mir ein Kästlein mit 1000 Gold Dublonen und einen Rosenkranz,

dessen Perlen sie selbst gefertigt hatte.— »So gehe, denn, sprach sie, mein Joseph; ich will und darf dich nicht länger zurückhalten; es möchte ja eine Sünde sein, das einzige Kind der Mutter zu weigern; doch nimm dieß, es wird hinreichen, dich und deine Mutter zu ernähren; grüße mir deine Mutter gib ihr diesen Rosenkranz, und bitte sie, sie möge ihn jeden Samstag beten für mein Seelenheil!«

„Seht, liebe Mutter, hier ist der Rosenkranz!«

Verwundert betrachteten die Mutter, der Pfarrer und der Schullehrer denselben; »Da ist ja nur das Kreuzlein und die Schnur; wo sind die Perlen?« fragten alle.

„Die wurden gespeiset!« antwortete lächelnd Joseph.

„Wie gespeiset?« riefen alle höchst erstaunt.

„Gespeiset und zwar mit Heißhunger; versicherte Joseph und ergötzte sich an der Verwunderung der Anwesenden; hört nur, wie Alles kam; Donna Xaveria bat mich jetzt, als letzte Gefälligkeit, nach Boston zu reisen, und ein wichtiges Geschäft in Ordnung zu bringen. Ich nahm mit innigstem Danke von meiner edlen Wohlthäterin Abschied und trat die weite und gefahrvolle Reise nach Boston an; ich entledigte mich schnell und glücklich meines Auftrages, und säumte dann nicht, mich nach der Heimath einzuschiffen.«

Jetzt erzählte Joseph seine Schicksale auf dem Meere und auf der Insel Cuba.

Mit höchster Verwunderung hatten Alle Joseph zugehört; die Thränen der Rührung und der Freude standen in aller Augen; besonders konnte sich Marga=

rethe gar nicht faßen; sie weinte bitterlich, bald lächelte sie und küßte das Kreuz des rettenden Rosenkranzes.—

»Margaretha! sprach der Pfarrer tiefbewegt; dein Glaube hat dir geholfen.«

Und er wandte sich zu Joseph: „Selig sind diejenigen, die trauern und wehklagen; sie werden getröstet werden!«

„Der Herr hatte mit uns Barmherzigkeit!“ sprach Joseph und hob das fromme Auge zum Himmel.

„Darum sei Gott die Ehre!“ rief der Pfarrer.

„Und Dank der mächtigen Fürbitte der seligsten Jungfrau!« setzten andächtig Margareta und Joseph bei.

Margaretha und Joseph lebten still und glücklich in dem Dörflein; Agatha, die treue Pflegetochter, wurde reich und liebevoll für ihre Dienste belohnt; an Balthasar übte Joseph die edelste Rache, die Verzeihung; er kaufte ihm das Gut zurück, um welches er durch Unglück und schlechte Wirthschaft gekommen war; Balthasar wurde jetzt ein anderer, ein besserer Mensch und hörte nicht auf, Joseph zu segnen. Joseph wurde durch sein großes Vermögen in den Stand gesetzt, Gutes zu thun, und er that es mit Eifer, mit Einsicht und mit Aufopferung; stets blieb er dankbar gegen Gott und ein frommer Verehrer der heiligen Jungfrau. Mit Sir Kennedy und seiner edlen Familie dauerten die innigen freundschaftlichen Verhältnisse fort, und es war noch kein Jahr verflossen, als Philipp mit seiner Gattin und seinen Kindern den Freund besuchte und zu ihm sprach: „Gott hat unser Gebet erhört; auch meine Emily, auch meine Kinder genießen jetzt das Glück meines Glaubens.“

[2.]

Der Thierarzt.

Vor etwa zwanzig Jahren machte der Graf R... mit seiner Gemahlin eine Vergnügungsreise. Sie waren in die Nähe eines hübschen Dorfes gekommen, als die Gräfin von Ueblichkeiten befallen wurde; sie empfand ein schmerzhaftes Drücken auf der Brust; ihr Puls gieng unruhig; ihr Gesicht färbte eine dunkle Röthe. Die Pferde wurden zur möglichsten Eile angetrieben; schnell war das Dorf erreicht, wo die Kranke in dem Wirthshause sogleich zu Bette gebracht wurde. Augenblicklich sandte der Graf zu dem Arzte des Dorfes; zu seiner größten Bestürzung war er nicht zu Hause; die Schmerzen und die Bangigkeit der Gräfin nahmen zu; der fliegende Puls, der schwere Athem, wie die Röthe des Gesichtes zeigten deutlich an, daß hier eine Aderlasse dringend nothwendig sei.

»Wo ist der nächste Arzt?« fragte der Graf bekümmert die Wirthin, die mit einer Tasse Thee eben in das Zimmer trat.

„In der Stadt, zwei Stunden von hier; gnädiger Herr!“ war die Antwort.

„Um Gotteswillen! das ist zu weit; ist denn Niemand hier, der etwas von der Heilkunde versteht, und im Nothfalle eine Aderlässe vornehmen kann?“

„Ja, gnädiger Herr! unser Thierarzt.“

„Der Thierarzt? was fällt Euch ein? Weib! haltet Ihr meine Gattin für eine Kuh?«

»Gnädiger Herr,« erwiederte mit einiger Bestürzung die Wirthin; »unser Thierarzt ist kein ungeschickter Mann; er hat nicht blos an Thieren, sondern auch an Menschen schöne Kuren gemacht.“

»Laß ihn kommen, August, bat die Gräfin, deren Schmerzen mit jedem Augenblicke zunahmen; es gehört ja doch keine so große Kunst dazu, Ader zu lassen.«

Der Graf schickte nach dem Thierarzt; Kaspar, sein Kutscher, mußte eiligst in die Stadt fahren und um jeden Preis bis zum Abend einen Doktor bringen. Der Thierarzt kam; höchst angenehm fühlte sich der Graf überrascht, als ihm ein Mann von freundlichen Zügen, sehr gut gekleidet, entgegentrat, ihn mit Anstand und Höflichkeit begrüßte, und ihm auf die gefälligste Art seine Dienste anbot. Dem Grafen war jetzt ein Stein vom Herzen; er führte den Thierarzt zu der Kranken; auch er entschied für eine augenblickliche Aderlasse, die er mit größter Geschicklichkeit vornahm; die Gräfin fühlte sich darauf wunderbar erleichtert; der Thierarzt beruhigte sie mit freundlichen Worten und ließ sie hoffen, daß sie schon nach zwei Tagen wieder die Reise fortsetzen könnte; er sprach sich dabei auf eine Art über die körperlichen Zustände der Gräfin aus, welche von nicht gemeinen Kenntnissen in der Heilkunde zeigte.

Der Graf konnte sich nicht enthalten, ihm hierüber seine Verwunderung zu erkennen zu geben. „Bei

Gott! rief er, es ist Schade, daß Ihr Talent sich keinen höhern Wirkungskreis gestellt hat.«

„Herr Graf! ich glaube das Rechte getroffen zu haben; ein guter Thierarzt ist besser, als ein schlechter Mediziner.«

»Sie wären das letztere nie geworden; wurden Sie aus freiem Willen Thierarzt, oder durch Verhältnisse dazu gezwungen?«

„Aus freiem Willen, Herr Graf, widmete ich mich der Thierheilkunde; ich hatte die Mittel, jeden beliebigen Stand anzutreten; ich ward aber, trotz manchen Abmahnens, Thierarzt; denn ich hatte an den Thieren eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.«

»Wie, eine Pflicht der Dankbarkeit an den Thieren?«

»Ja, Herr Graf, den Thieren verdanke ich Alles, fast mehr als den Menschen.«

»Sie machen mich neugierig; ich bitte Sie, mir Ihr Leben zu erzählen; seien Sie beim Nachtessen mein Gast.«

Der Doktor aus der Stadt fuhr jetzt vor; er fand die Gräfin außer Gefahr und billigte Alles, was der Thierarzt für den Nothfall angeordnet hatte. Die Entschuldigung desselben, daß er in diesem höchst dringenden Falle selbst ordinirt hätte, lehnte der Doktor freundlich ab: »Herr Mößing, sprach er, ich kenne Sie; Sie mußten so handeln, eine Stunde später — und es wäre der Blutschlag eingetreten; jetzt aber ist alle Gefahr vorbei; Uebrigens werde ich morgens zu aller Vorsorge die Patientin nochmals besuchen.«

Der Thierarzt nahm die Einladung des Grafen, bei ihm zu Abend zu speisen, an; hier erzählte er einfach und wahr seine Lebensgeschichte:

Erstes Kapitel.

Der Findling.

„Zwei Tagereisen von hier liegt das Dorf Emmingen; es ist ein großes armes Dorf, dessen Bewohner sich meist von Weben und Spinnen nähren; am Ende des Dorfes stand eine kleine halbzerfallene Hütte, die den Stürmen und Wettern nur durch ein Wunder zu widerstehen schien; darin wohnte eine alte Wittwe, die Hirtenliese genannt; sie war blutarm und nährte sich vom Bettel und Almosen; sie mußte viel durch Spott und Verachtung leiden; die bösen Buben des Dorfes zumal thaten ihr allen Schimpf und Spott an, den sie gewöhnlich gleichmüthig ertrug, aber mit Schelt- und Zornworten reichlich erwiederte, sobald sie sich an ihrem Leibhunde, einem alten Spitz vergriffen. Auf ihn zumal hatten es die Buben abgesehen; wo sich »das Kind der Liesel« — so nannten sie den Spitz — zeigte, wurde er mit Geschrei, mit Steinwürfen empfangen, die er gewöhnlich mit Zähneblecken und Knurren, die alte Liese mit einem unerschöpflichen Vorrath von Schimpfworten, Drohungen und Verwünschungen erwiederte. Es war daher kein Wunder, wenn der Spitz, der ohnedem bei der alten Liese selten einen guten Bissen hatte,

bei einer solchen Behandlung immer mehr abmagerte, und zuletzt eine wahre Jammergestalt wurde; in seiner Jugend schon war er durch böse Buben um die Zierde seines Hintertheiles gekommen; ein Fanghund hate ihm in einem unglücklichen Kampfe ein Ohr ganz und drei Viertel von dem andern weggerissen; Alters halber wurde er auf einem Auge blind; es fielen ihm aus demselben Grunde auch ein Dutzend Zähne aus, so daß ihm zuletzt nichts blieb, als sein gutes Herz und seine treue Anhänglichkeit an der alten Liese, deren Liebling er bis zu seinem Tode blieb.

An einem Herbstabende wurden Spitz und Liese auf die schon bezeichnete Weise eine Viertelstunde von dem Dorfe, auf einer kleinen Wiese von den ungezogenen Buben angefallen und geneckt. Liese schalt und zankte; der Spitz knurrte und wies seine Dritthalb Zähne; er fand es aber für räthlicher, das Feld zu räumen und sich in ein Gehölz zu flüchten, wo er bellend stehen blieb. Keuchend und über die Bosheit der Knaben sich ereifernd, eilte die alte Liese ihrem Lieblinge nach und sah mit höchstem Erstaunen, wie ihr Spitz ein Kindlein ableckte, das in reinliche Windel gewickelt, unter einem Busche verborgen lag.

Das Kindlein war ich; noch heute zu Tage weiß ich nicht, wer meine Eltern waren, ich habe nie ein Wörtlein von ihnen gehört.

Die alte Liese hatte ein mitleidiges Herz; sie nahm mich auf ihre Arme, trug mich in ihre Hütte, und machte mir dort aus Stroh und Heu ein Bettlein. Der Ruf: »Die alte Liese hat ein Kind gefunden!« verbreitete sich bald in dem Dorfe; es kamen der Neu-

gierigen gar viele, um mich zu besehen; allein nur wenige brachten Milch und Leinwand für das nackte, hungernde Waislein; keiner verlangte der armen Wittwe die Last abzunehmen und mich aufzuziehen. Man forschte zwar nach, wie ich in das Gehölz hätte kommen und wer muthmaßlich meine Eltern sein könnten; man fand keine Spur; in acht Tagen sprach Niemand mehr von der Findlingsgeschichte, die anfangs so viel Aufsehen gemacht hatte, und auf allen Bierbänken in der ganzen Nachbarschaft war besprochen worden.

Die alte Liese hatte an mir eine herzliche Freude; in ihrem Ehestande hatte sie immerfort nach Kindern verlangt und erst in ihren alten Tagen sollte sie durch mich ihres Wunsches gewährt werden; sie ließ es sich blutsauer werden und bettelte überall herum, bis sie sich eine Ziege anschaffen konnte; ihre Milch war meine Nahrung; nächst ihr hatte der alte Spitz an mir die größte Freude; stundenlang lag er neben mir, und leckte mir freundlich Gesicht und Hände, oder legte seine Schnauze an meine Wange und schaute mich mit dem einen Auge treu und wohlwollend an.

Ich wurde älter und nahm unter der liebevollen Pflege meiner Mutter mit jedem Tag an Kraft und Gesundheit zu; ging die alte Liese auf den Bettel — was wöchentlich dreimal zu geschehen pflegte — so sperrte sie mich gewöhnlich ein und ließ mir den alten Spitz als Wache und Gesellschaft zurück; wir unterhielten uns vortrefflich mit einander und der alte Spitz hatte Geduld und Liebe genug, von mir im Spielen und Scherzen Dinge zu ertragen, welche

die Hunde gewöhnlich nur sehr ungern und meist mit Knurren und Schnappen annehmen; gar oft vermehrte die Ziege unsere Gesellschaft, wenn sie nicht auf der Weide war. Unter diesen harmlosen Thieren konnte ich leicht Liesens Zurückkunft erwarten, die mich dann gewöhnlich durch gute Bißlein für ihre lange Abwesenheit zu entschädigen suchte. So wuchs ich heran; so bald ich laufen konnte, mußte ich mit der Liese auf den Bettel; meine Jugend und mein Bitten sollten das Mitleiden erregen und den Ertrag des Bettels vermehren helfen; ich that mein Bestes und meine Pflegemutter durfte mit mir zufrieden sein; auf solchen Streifereien war der Spitz unser gewöhnlicher Gefährte; er nahm mich als sei- Liebling unter seine besondere Obhut; denn so geduldig und abgehärtet er gegen Schimpf auch war — ich wollte keinem gerathen haben, mir auch nur das geringste Leid anzuthun; er vergaß in solchen Fällen sein Alter und seine Kraftlosigkeit; mit Zorn und Wuth fuhr er auf diejenigen los, von denen er glaubte, daß sie mir etwas zu Leide thun wollten.

So war ich sieben Jahre alt geworden, als der Spitz verendete; auf meinen Knieen hauchte er sein Leben aus; ich weinte bitterlich; die alte Pflegemutter konnte mich kaum trösten und es ging lange her, bis ich den Verlurst meines alten, treuen Spitzes verschmerzt hatte. — Meine Pflegemutter wurde jetzt von Tag zu Tag hinfälliger; statt ihrer mußte ich auf den Bettel gehen; es ging uns mitunter recht schlecht; doch die alte Liese blieb starkmüthig

und tröstete mich immerfort, wenn ich weinend mit dem leeren Brodsacke heimkehrte und mich über die Hartherzigkeit der Menschen beklagte. »Noch lebt der alte Gott! sprach sie dann oft; Er ist unser aller Vater; Er, welcher die Vögel in der Luft speiset, und die Blumen auf dem Felde kleidet, wird auch dich speisen und kleiden! darum gehe morgen nur wieder fort; was du heute nicht bekommen hast, das kannst du morgen erhalten!«

Ich war fast ein Jahr auf dem Bettel herumgezogen, als Gott eine Aenderung machte. Eines Abends heimkehrend, fand ich meine gute Pflegemutter sanft und selig entschlafen; seit längerer Zeit hatte sie sich christlich auf ihr Sterben durch den Empfang der heiligen Sakramente vorbereitet und mit mir gar oft von ihrem baldigen Tode geredet; es konnte mir also dieser Unglücksfall nicht unerwartet kommen; dennoch traf mich der Tod meiner Pflegemutter, die mich mit so vieler Mühe und Aufopferung großgezogen, wie ein Donnerschlag bei heiterm Himmel; mein Jammer und Geschrei zog unsern Nachbarn, einen alten Bauern, Namens Stoffel, herbei; als er das Elend und meine Verlassenheit sah, hatte er inniges Mitleiden. »Hans! so komme mit mir; ich will schon sorgen, daß die alte Liese ehrlich begraben wird!«

Zweites Kapitel.

Christine.

Er hielt Wort; ich mußte bei ihm anfangs Gänse hüten, nach Einem Jahre seine Schaafe; er hielt mich nicht schlecht; auch sein Weib, anfangs mir abgeneigt, wurde mir gewogener, als sie meine Treue und Liebe zu den Thierlein sah. Ich kann nicht ohne Rührung an die drei Jahre denken, die ich bei Stoffel verlebte; es waren Jahre der unschuldigsten Freude und Sorglosigkeit; des Morgens trieb ich meine Schaafe hinaus auf die grüne, frische Weide; Fuchs, ein großer Fanghund, begleitete mich und zeigte in fröhlichen Springen sein Wohlgefallen; meine Schäflein blöckten freudig und sprangen auf der Weide umher, daß mir das Herz lachte; oft setzte ich mich unter ihnen, rief sie und sie kamen, leckten meine Hände und fraßen das Brod, das ich mir für sie vom Munde absparte; bald legten sie ihre Köpflein auf meine Kniee, bald kamen die alten Schaafmütter mit ihren Jungen, als wollten sie diese meiner Liebe empfehlen und blöckten fröhlich, wenn ich die jungen Lämmlein herzte und liebkosete, daß mein treuer Fuchs oft darüber eifersüchtig zu werden schien und durch ein unwilliges Knurren sein Mißfallen bezeigte und seinerseits durch freilich etwas ungestüme Zärtlichkeit sich bei mir einzuschmeicheln suchte. Stieg die Sonne höher und wurde es wärmer, so bot mir ein nahes kleines Gehölz die angenehmste Kühlung dar; unter dem Schatten der

Bäume sitzend, horchte ich dem heitern Gesange der Vögel zu, oder ich blies selbst einige ländliche Stücklein auf der Hirtenpfeife; bald wurde ich auch mit den Vögeln bekannt; ich liebte sie ungemein; ich streute ihnen Hanfkörner und die Eier der Ameisen vor; sie kamen zu mir, setzten sich auf meinen Kopf und Schultern, und fraßen aus meiner Hand; leicht hätte ich viele davon fangen können; aber ich hatte sie zu lieb, als daß ich auch nur einem dieser Thierlein hätte die Freiheit nehmen können. —

Ich lebte mehr unter Thieren als unter Menschen; ich schlief bei meinen Schaafen; mein treuer Fuchs war Tag und Nacht bei mir; ich liebte meine Thiere, ich hätte mein Leben für sie hergegeben; ich sah, welchen Nutzen sie uns Menschen brachten und konnte nicht begreifen, wie der Mensch gegen die Thiere nicht selten so undankbar, ja sogar grausam und gefühllos sein konnte; oft zankte ich mit den Bauern und Knechten, die ihre Ochsen, und Pferde übertrieben schlecht und regellos fütterten und mit ungerechten Schlägen ihre treue Dienste lohnten. Ich beklagte oft die Ochsen und Kühe, die nicht genug arbeiten, nicht genug Milch geben konnten. Da dachte ich mir oft: »Nein, wenn du ein Bauer wärest, du wolltest die armen Thiere anders halten; du würdest ihnen einen reinlichen Stall, gutes, hinreichendes Futter und mäßige Arbeit geben! sie arbeiten ja doch fleißig und sind auch Geschöpfe Gottes!« — Am meisten ging mir das Schicksal der Pferde zu Herzen, welche im Winter noch mehr, als im Sommer geplagt wurden; nächst mei-

nen Schaafen und Hunden liebte ich die Pferde, diese herrlichen guten Thiere, am allermeisten; ich weiß noch, wie ich mich mit einem Buben balgte, der seine Pferde ohne Ursache hieb. Ein Kutscher zu werden, war mein Ideal; daran aber zu denken, daß ich, wie ein reicher Bauer, selbst Pferde und Wagen besäße, — dieß hätte ich in meinem demüthigen Knabenalter für eine Sünde der Hoffart gehalten.

Ich war im zweiten Jahre bei dem Stoffel, als ein junges Mädchen, Namens Christine, zu ihm als Gänsemädchen kam; sie war ein Waislein, höchst gutmüthig und hatte dabei eine sehr gute Erziehung in der Schule genossen; wir wurden bald bekannt, und trieben in aller Unschuld und Fröhlichkeit unsere Thierlein auf die Weide — sie die Gänse, ich die Schaafe —; es konnte nicht fehlen, daß unser tägliches Beieinander sein und das gemeinsame Geschäft uns zu den besten Freunden machte; bald wußte eines die Schicksale, die Hoffnungen und die Kümmernisse des andern; wir verrichteten mit einander im Freien unsere Andacht, wir aßen und theilten unsere schmalen Bißlein mit einander; eines half dem andern; wir hüteten unsere Thierlein mit einander, kurz es kam so weit, daß eines ohne das andere keine Freude hatte.

Ich verdanke aber diesem Mädchen viel — recht viel; sie konnte lesen; ich war niemals bis dahin in die Schule gegangen; Christine zeigte mir einstmals ein schönes Buch und ermunterte mich es zu lesen; von Scham und Schmerz ergriffen, gestand

ich ihr, daß ich gar nicht lesen könne. Da schaute sie mich mitleidig an. »Ey Hans,« rief sie, das ist ein großes Unglück, wenn der Mensch nicht lesen und schreiben kann; willst du nicht lesen und schreiben lernen?« „Ja, Christine, mit tausend Freuden; wer sollte mir es aber lehren? in die Schule läßt mich der Bauer nicht gehen, und wo sollte ich sonst lernen?« mir rannen bei diesen Worten die Thränen über die Wangen. Da tröstete mich Christine liebreich; sie versprach mir lesen und schreiben zu lernen. »Die Zeit, sprach sie, die wir mit Plaudern und Spielen beim Hüten vergeuden, können wir weit besser zum Lernen verwenden!«

Christine hielt treulich Wort; von ihrem eigenen Gelde kaufte sie mir eine Fibel; ich lernte mit Freuden und Freude macht bekanntlich alles leicht; nach einem halben Jahre konnte ich schon erträglich lesen; dann fing Christine auf einer Schiefertafel mit mir das Schreiben an; das ging etwas härter, allein ich kam doch bei ihrem Unterrichte so weit, daß ich meinen Namen deutlich schreiben und auch ein Brieflein zur Noth zusammenbringen konnte. Meine Freude und Dankbarkeit gegen die gute Christine kannte keine Gränzen. Ich weiß noch, wie ich einen ganzen Vierteljahrlohn darauf verwandte, meiner Lehrerin ein Paar wollene Strümpfe für den Winter zu kaufen. Bald darauf verließ mich Christine; eine Anverwandte nahm sie zu sich; es wurde uns aber der Abschied sehr schwer, sie schenkte mir zum Andenken ihr Gebetbuch; ich verehrte ihr

ein Ringlein von Messing und jedes von uns hat noch sein Andenken.

Christinens Abwesenheit empfand ich bald; ich wurde krank, sehr krank; Hitze und Frost schüttelten mich abwechselnd; es brachen die Blattern aus und ich wurde jetzt der Schrecken und die Last des Hauses; in dem Stalle bei meinen Schaafen lag ich auf einer Schütte Stroh; eine leichte halbzerrissene Zudecke sollte mich wärmen und es war Winter! Niemand besuchte mich; blos des Morgens und des Mittags stellte der Knecht oder die Magd mir die Suppe vor die Thüre und entfernte sich eiligst; ich wurde schwächer; kaum konnte ich mich noch bis zu der Thüre schleppen, um meine kümmerliche Nahrung zu holen. Die Menschen schienen mich verlassen zu haben; nur einmal kam der Abdecker und schaute mich einige Augenblicke an; er zuckte die Achsel. »Hans, sprach er, da wird es nicht viel mehr zu bedeuten haben; da kann nur Gott helfen.« Dieß war der einzige Trost, den ich von Menschen während meiner Krankheit hörte; ich weinte bitterlich und bat Gott, er möge mich doch sterben lassen und zu sich nehmen.

Gott aber sandte mir andere Helfer; die Menschen hatten mich verlassen; da kamen die Thiere, um mich zu trösten; die Schaafe, die nur durch eine kleine, niedrige Bretterwand von mir geschieden waren, besuchten mich, leckten mir Gesicht und Hände und blöckten kläglich, als wollten sie mir ihr Mitleiden bezeugen; sie hatten mich alle so lieb; ich hatte sie fast alle groß gezogen; zumal zwei

Lämmer, die ich besonders gut gehalten, waren Tag und Nacht bei mir; sie wärmten mich mit ihren Leibern; sonst wäre ich bei den kalten Winternächten erfroren.

Noch bessere Dienste leistete mir mein treuer Hund, der Fuchs; er wich nie von mir; oftmals schaute er mit seinen treuen Augen voll Betrübniß mich an und heulte, als empfände er meine Schmerzen; dann leckte er mir das mit Blattern besäete Gesicht, und die Hände; ich empfand, daß dieß Lecken meine Schmerzen linderte, und heilsam war; ich wurde schwächer; ich konnte nicht mehr bis zur Thüre gehen, meine Suppe zu holen. Hier hatte ich Gelegenheit, den erstaunlichen Scharfsinn der Hunde zu bewundern; Fuchs merkte bald, daß ich nicht mehr die Suppe hole; mit seinen klugen Augen schaute er mich gleichsam fragend lange an; ich deutete auf die Thüre; er verstand mich; er sprang auf das Schloß der Thüre, öffnete es mit einem gewaltigen Drucke und sah bald auf die Suppe bald auf mich; ich gab ihm ein Zeichen, die Suppe herzubringen; er faßte jetzt vorsichtig die Schüssel mit seinen Zähnen und trug sie langsam zu mir; freilich verschüttete er die Hälfte; allein auch diese war genug mich zu sättigen; so machte es Fuchs täglich; so bald er hörte, daß die Suppe vor die Thüre gestellt würde, öffnete er sie und brachte mir die Suppe auf die beschriebene Weise, und trug die leere Schüsseln eben so wieder zur Thüre hinaus.

Meine Krankheit nahm zu; wie Lazarus lag ich da, von Geschwüren und Blattern überdeckt;

ich konnte jetzt die schwarze Brod- und Mehlsuppe nicht mehr genießen; da nährten mich die Schafmütter, die mich mit ihren Lämmern besuchten; geduldig litten sie es, daß ich ihnen die Milch abnahm; gegen Weihnachten erreichte meine Krankheit den höchsten Grad; zwei Tage lag ich bewußtlos und ohnmächtig da; als mich Schießen und Trompeten aus meiner Betäubung weckten, da erkannte ich, daß es die heilige Christnacht sei; die Lämmer lagen bei mir und wärmten mich; mein treuer Hund bellte vor Freuden laut auf, als ich die Augen aufschlug und leckte mir die Hände; der Gedanke, daß jetzt die Christnacht sei rührte mich bis zu Thränen; die Lämmer, die zu meinen Füßen lagen, erinnerten mich an jenes heilige Lamm, das für unsere Sünden der Leiden so viel getragen hatte. »Nein, sprach ich, mein Heiland, ich will nicht klagen und kleinmüthig werden; wenn mich die Thiere nicht verlassen, wie kannst du es? bist du nicht sanfter, als diese Lämmer? bist du nicht treuer, als dieser Hund?«

Ich fühlte mich erleichtert; ich betete und wurde sehr getröstet; ich mußte lächeln, als mein treuer Fuchs mir die Schüsseln brachte, die ich während meiner langen Ohnmacht nicht berührt hatte; er stellte eine nach der andern vor mein Bett hin und sah mich mit seinen klugen Augen an, als wollte er sagen: »Iß' und laß dir es schmecken!« Hier mußte ich neuerdings seine Treue bewundern; der Ueberrest der Suppe war gewöhnlich seine Mahlzeit gewesen; ich sah aber, daß die Schüsseln noch alle unberührt waren; das treue Thier hatte während einer

zweitägigen Ohnmacht es nicht gewagt, die Suppe zu verkosten, sondern lieber gehungert; gerührt gab ich ihm das Zeicheu zu fressen; er aber fraß nicht eher, bis ich zuvor die Suppe gekostet hatte; dann erst ließ er es sich und zwar vortrefflich schmecken. Ich fühlte jetzt eine wohlthätige Wärme in meinem Körper; ein gelinder Schweiß begann auszubrechen; ich hüllte mich tief in meine Decke und drückte den treuen Fuchs und die warmen Lämmer an mich; dem Schweiße folgte ein ruhiger Schlummer; gegen Morgen erwachte ich; ich fühlte mich wie neugeboren.

Es wurde Morgens; die Glocken läuteten wiederholt zum heiligen Meßopfer; da nahm ich das Gebetbuch, welches mir Christine geschenkt, unter dem einzigen Kissen, wo ich es verwahrt hatte, hervor, und betete andächtig und mit großer Hoffnung. In meine Andacht vertieft, hörte ich es nicht, daß die Thüre aufgieng; mein treuer Fuchs fuhr bellend auf; aber schmeichelnd und wedelnd kam er zu mir zurück, als wollte er mich auf die eintretende Person aufmerksam machen; überrascht schaute ich hin; es war Christine.

»O mein Hans! lebst du noch?« waren ihre erste Worte; sie sah mein Elend; Thränen kamen ihr in die Augen; vor Jammer konnte sie nicht sprechen; stumm reichte sie mir die Hand; ich erzählte ihr, wie es mir ergangen. — „Sind das Menschen? rief sie entrüstet; ein Stein möchte sich über dich erbarmen und dich haben sie in der größten Noth verlassen?“ Darauf eilte sie zu meinen Hausleuten, machte ihnen die ernstlichsten Vorwürfe, und bat sie, um das Blut Christi willen, mich nicht zu verlassen. Meine Hausleute

schämten sich und versprachen mir bessere Hilfe und Kost; auch sandten sie mir auf Christinens Bitte ein frisches Hemd, das mir sehr Noth that; aber selbst zu kommen, wagten sie nicht; sie warnten auch Christinen vor mir; aber das muthige Mädchen rief voll christlicher Liebe: »Da sei Gott vor, daß ich mein Leben höher achte, als den Dienst des Herrn; wer sein Leben auf solche Art retten will, der wird es verlieren; was ich dem Hans erweise, das erweise ich meinem Jesu selbst. Er wird mir und dem armen Hans gnädig sein.«

Christine reinigte mich und ließ mit Bitten nicht nach, bis die Bäuerin mir eine bessere Decke und ein zweites Kissen gab; darauf kochte sie mir eine Suppe, so gut, wie ich sie in meinem Leben nie gegessen hatte. Dabei tröstete sie mich mit liebreichen Worten und stellte mir Gottes Barmherzigkeit recht vor Augen; ich fühlte mich durch ihre Hilfe und tröstlichen Zuspruch ungemein erleichtert und fast wie neugeboren. Sie erzählte mir nun, daß sie voll Angst und Jammer gehört hätte, wie ich krank und gar so krank, ja bis zum Sterben sei; da hätte sie nimmer aufgehört, die Base zu bitten, sie möchte ihr erlauben, mich zu besuchen. Erst nach langem Sträuben hätte die Base es erlaubt; sie wäre sogleich die ganze Nacht (sieben Stunden) gegangen; als sie zum Dorfe gekommen, hätte sie sich um mich erkundigt und ein Bursche ihr gesagt, daß ich schon seit zwei Tagen im Sterben liege und vielleicht schon todt sei; da hätte sie vor Schrecken und Jammer lange keinen Schritt mehr thun können. — »Indessen, schloß Christine, mein

lieber Hans! Gott macht alles recht; ich sehe schon, du wirst besser werden, wenn die rechten Mittel angewendet werden.«

»Ja, Christine, woher sollen denn aber die rechten Mittel kommen?« fragte ich etwas kleinmüthig.

»Laß nur mich sorgen, Hans,« war ihre Antwort; ich will nach Putzenberg zu dem Bader gehen und ihn bitten, er solle dich besuchen.«

„O meine Christine! der Bader zu Putzenberg ist ein geschickter, aber ein geiziger Mann; er geht nicht, wenn er nicht das Geld auf dem Tische sieht.«

„Kümmere dich nicht, Hans, ich habe einiges Geld bei mir, ich will ihn recht schön bitten, gewiß, er kommt zu dir!«

Christine ließ sich nicht abhalten, nach Putzenberg zu gehen; es war von unserm Dorfe eine starke Stunde dahin, und sie war bereits sieben Stunden gegangen; aber die gute Seele fühlte ihre Müdigkeit nicht; es galt ja, einem Nothleidenden zu helfen. Wirklich, zu aller Verwunderung, kam sie des Mittags mit dem Bader angefahren; der Bader, freilich mürrisch und ungehalten, besuchte mich und erklärte mich außer Gefahr; wer am Rand des Grabes gestanden ist und das rettende Wort: „Du bist außer Gefahr!« vernommen hat, der weiß, welches Entzücken durch alle Adern des Kranken strömt. Christine küßte jubelnd die Hand des Baders: „Ey du bist ein gutes Mädchen, sagte er; von dir kann einer das Bitten lernen.« Christine lächelte unter Thränen; ich jauchzte fast; mein Fuchs, der auf-

merksam uns alle betrachtete, brach in ein Freudengebell aus, als wüßte er, daß sein Herr gerettet sei; neugierig legten die Schaafe ihre Köpflein über die niedrige Bretterwand und schauten uns verwundert und freundlich an.

Der Bader verordnete mir einen stärkenden Trank und gebot, mich ja warm und reinlich zu halten. Als er sich entfernt hatte, setzte sich Christine zu mir, öffnete ihr Päcklein und aß von einem Kuchen; es war der erste Bissen, den sie heute genoß; ich erzählte ihr alles, wie es mir während der Krankheit ergangen sei und wie viel Gutes mir der treue Fuchs und meine Lämmlein erwiesen. Da streichelte sie gerührt den treuen Hund, liebkosete die Lämmer und Schaafe, die jetzt über die Bretterwand hereinkamen und theilte fast den ganzen Kuchen unter sie aus. Christine kochte mir des Abends wieder eine kräftige Suppe; des Nachts schlief sie nur einige Stunden, dann wachte sie bei mir den übrigen Theil der Nacht; des Morgens schied sie von mir; sie mußte wieder zu der Base; sie ermunterte mich zum Danke und steten Vertrauen auf Gott; darauf hörte sie für mich in dem Kirchlein die heilige Messe an und bat mit gefalteten Händen meine Hausleute, ja auf mich zu sehen; über mich machte sie das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach einige liebevolle, tröstliche Worte. Ich versuchte ihr zu danken; ich konnte es vor Rührung und Schluchzen nicht; „Gott vergelte es dir, du treue Christine!" Dieß war Alles, was ich hervorbringen konnte.

Mit meiner Genesung ging es indessen sicher,

wenn auch langsam vorwärts; Christine, die gute Christine, schickte mir einiges Geld zu meiner bessern Pflege; meine Hausleute hatten jetzt mehr Schonung mit mir und schienen ihr früheres Benehmen gegen mich zu bereuen; jedoch dieß dauerte nicht lange; der alte Stoffel starb und seine einzige Tochter heirathete bald darauf einen reichen Bauernsohn, Namens Michel; er mochte mich nicht leiden; man konnte ihm nicht leicht etwas recht machen. Dabei war er sehr genau und gab uns schlechte Kost; er verstand von der Oekonomie, zumal von der Viehzucht sehr wenig, und eigensinnig, wie er war, nahm er selten guten Rath an; so war es kein Wunder, daß ihm in kurzer Zeit mehrere Stücke Vieh fielen; ich war mit meinen Schaafen bisher noch immer glücklich gewesen; vor der Zeit mußte ich sie auf seinen Befehl, trotz meines Abrathens, auf die Weide treiben; so verlor ich durch ungesundes, feuchtes Futter zu meinem größten Leidwesen mehrere Schaafe; daran mußte ich Schuld sein und Schläge und Schimpfworte von ihm in Menge erdulden.

Mir gefiel es bei diesem Manne mit jedem Tage weniger; hätte ich meine Heerde nicht gar so lieb gehabt, ich wäre längst davon gegangen; aber mich dauerten die guten Thierlein, wenn ich dachte, daß sie in rohe ungeschickte Hände fallen könnten. Doch in kurzer Zeit that mich der Bauer selbst fort. Dieß ging aber so zu: Eines Abends im Frühjahre wollte ich meine Schaafe nach Hause treiben; der Weg führte mich durch ein buschiges Gehölz; ich sang mein Abendlied, als ich plötzlich bemerkte, daß die Schaafe

scheu und erschrocken sich zusammen drängten, und mein Fuchs drohend und knurrend bei einem Busche stehen blieb; überrascht schaute ich in den Busch; fuhr aber erschrocken zurück, als mir ein Paar glühende Augen entgegen blitzten; es war ein Wolf; drohend erhob ich gegen ihn meinen tüchtigen, unten mit einer eisernen Spitze beschlagenen Stock; der Wolf aber schlich sich schnell durch die Büsche, stürzte auf die Heerde und packte rasch ein Schaaf; ohne ein Zeichen von mir zu erwarten, warf sich mein treuer Hund auf den Wolf, der jetzt das Schaaf losließ, aber nur um so wüthender den Fuchs zu packen suchte; ich eilte meinem Fuchs zu Hilfe und holte zu einem mächtigen Schlage aus; doch der Wolf wurde in diesem Augenblicke von Fuchs niedergerissen, und der Schlag traf ihn nicht, wohl aber fiel der schwere Stock dergestalt auf mein Schienbein, daß ich mit einem lauten Schrei des Schmerzens niederstürzte, und nicht mehr aufstehen konnte; sobald der Fuchs meinen Schrei hörte, ließ er den Wolf los und sprang zu mir; der Wolf, jetzt frei und meine Hilflosigkeit sehend, stürzte sich wüthend auf mich; es war ohne die Treue und den Muth meines Hundes um mich geschehen; aber Fuchs verließ mich nicht; als ob er gewußt hätte, daß von seiner Tapferkeit mein Leben abhinge, warf er sich auf den Wolf und riß ihn in dem Augenblicke nieder, wo das Unthier seine scharfen Zähne in meinen Leib setzen wollte; zu meinen Füßen entbrannte ein wüthendes Ringen; bald war Fuchs oben, bald der Wolf; meine Lage ist schwer zu schildern; ich war in Todesangst; ich konnte meinem

treuen Hunde nicht helfen; ich hatte mir im Fallen auch die rechte Hand verstaucht; kaum konnte ich den Herrn anrufen; meine Augen hingen ängstlich an meinem Fuchs; das treue Thier machte immer größere Anstrengungen; es blutete wie der Wolf aus mehrern Wunden; er begann zu ermatten; da rief ich entsetzt: »Fuchs, Fuchs, laß nicht los, sonst bin ich verloren!« Da warf sich mein Hund, als hätten ihm diese Worte neue Kraft gegeben, mit verdoppelter Wuth auf den Wolf; es gelang ihm, an der Kehle ihn zu packen; der Wolf stöhnte fürchterlich und bot alles auf, den Hund hinweg zu drücken; aber Fuchs ließ ihn nimmer; mit der letzten Kraft biß er immer tiefer und biß seinem Gegner die Gurgel durch; der Wolf schnaubte und ächzte einige Augenblicke; bald regte er sich nicht mehr; er war todt.

Mein Fuchs schaute eine Zeit lang ernst und drohend den Wolf an; ich rief ihm mit schwacher Stimme liebkosend; langsam schleppte er sich zu mir; er war fürchterlich zerfleischt; das Blut floß aus den Wunden, die ihm der Wolf gebissen; das treue Thier legte jetzt die blutige Schnauze an meine Wange; er sah mich so freundlich, wedelnd und stolz an, als wollte er mir sagen: »Nicht wahr, ich habe meine Sache gut gemacht?« Ich drückte den guten Hund an mich; ich wollte mein Hemd zerreißen, um seine Wunden zu verbinden; ich war zu schwach hiezu; der Hund verlor alles Blut; er wurde schwächer und dennoch schmiegte er sich fester an mich, als könne er von mir nicht lassen; er begann zu röcheln; noch ein-

mal wandte er das treue, sterbende Auge auf mich und der Retter meines Lebens war nicht mehr.

Ich jammerte im bittersten Schmerz; ich weinte um das treue Thier und ich weiß, daß diese Thränen keine Sünde waren; mein Schienbein schmerzte mich; doch, was waren diese Schmerzen gegen die Trauer um meinen Hund? es ging der Mond auf; meine Schaafe kehrten von der Flucht zurück und sammelten sich bis auf einige wenige wieder um mich; sie scheuten sich vor dem Wolf, ob ich gleich sah, daß sie wohl wußten, er sei todt; aber meinen treuen Fuchs leckten sie oft ab, als wollten sie ihn wegen seines Heldenmuthes beloben und ihn lebendig machen; ach, wie oft kroch ich zu dem treuen Thiere hin und untersuchte, ob nicht ein Fünklein Leben in ihm sei; mein Fuchs war todt. —

Dem Bauern wurde mehr der Heerde, als meinetwegen Angst; er schickte seine Knechte aus; sie fanden mich und trugen mich nach Hause; von der Heerde fehlten nur zwei Stücke; ein anderer Mensch, als mein Bauer, hätte unter diesen Umständen Mitleiden mit mir gehabt; er aber schimpfte mich, und verlangte von mir den Ersatz des Hundes und der zwei Schaafe. Meine Geduld hatte ein Ende. »Laß mich nur einen Schritt machen können, rief ich in Schmerz und Zorn zugleich, und ihr werdet mich nimmer sehen.«

Nach drei Tagen hatte ich mich so ziemlich erholt; ich konnte wieder, wiewohl langsam gehen; da ging ich hinaus in das Wäldlein, wo mein treuer Fuchs für mich und die Heerde sein Leben geopfert;

noch lag er da neben dem Wolfe; ich scharrte ihn unter Thränen ein und ging betrübt nach Hause; dort sagte ich dem Bauern, ich wollte gehen und ihm für die Schaafe, die er aber mit Rechten nicht von mir fordern könne, meinen rückständigen Lohn lassen. Mit Fluchen und Schelten antwortete mir der Bauer, ich sollte mich hinscheeren, wohin ich wollte; darauf ging ich in den Stall und nahm mit Thränen in den Augen von meinen Lämmern und Schaafen Abschied; Stück für Stück herzte und liebkosete ich jedes; sie blöckten kläglich, als wüßten sie, daß ich sie verlassen müßte. —

Drittes Kapitel.

Die Wanderschaft.

Darauf ging ich fort und wußte nicht wohin; ich war eine Stunde fortgegangen, da fiel mir ein, daß ich ja noch eine theilnehmende Seele, Christine, hätte, ich kehrte um und schlug den Weg ein, der zu ihrem Dorfe führte. Gegen Mittag begegnete ich einem Fuhrmann mit einem Hunde, der meinem Fuchs etwas glich; der Hund schaute mich gutmüthig an; ich lockte ihn mit freundlichen Worten und gab ihm mein Mittagsessen — ein schwarzes Stück Brod — zu essen. Dieß machte mich mit dem Fuhrmann bekannt; er fragte mich, wer ich sei und wohin ich wollte; offenherzig gestand ich ihm Alles und bat ihn, da mir wegen meines Schienbeines das Gehen zu schwer wurde, aufsitzen zu dürfen; das erlaubte er mir gerne

und so wurden wir immer bekannter; er lud mich, als wir in einem Wirthshause anhielten, zu Mittag ein und machte mir den Vorschlag, ihn auf seiner Reise zu begleiten; er wolle mich frei halten und ich hätte nichts zu thun, als ihm bei der Fütterung der Pferde und bei dem Transporte der Waaren zu helfen. Nichts konnte mir in meiner damaligen Lage willkommner sein, als dieß Anerbieten; es war schon längst mein Wunsch gewesen, zu den Pferden zu kommen, zu diesen schönen edlen Thieren, zu denen ich besondere Vorliebe und fast möchte ich sagen, eine Art Ehrfurcht hatte. Mit Freuden sagte ich ja, und nahm in Gedanken von Christinen Abschied.

Mein neuer Herr — er hieß Martin — hatte ein gutes, aber jähzorniges Gemüth; er hielt seine Pferde und seinen Hund sehr gut; bald hatte ich mit diesen und zumal mit Phylax, dem Hunde, eine vertraute Freundschaft geschlossen und Phylax war bald in die Stelle meines unvergeßlichen Fuchses eingetreten; Martin sah mit großem Wohlgefallen, wie ich mich um seine Thiere annahm; von ihm lernte ich alles, was auf die Wartung und Zucht der Pferde Bezug hat; Speise und Trank hatte ich im Ueberfluß und sehr gut; kurz — ich hätte mich über nichts zu beklagen gehabt, wäre Martin nur dem Saufen und Spielen nicht ergeben gewesen; regelmäßig hatte er jeden Tag des Abends seinen Rausch; alsdann spielte er und gewöhnlich hoch; verlor er, so fluchte er fürchterlich und oft kam es sogar zum Raufen; ich mußte dabei viel ausstehen; denn im Rausche und im Zorne kannte er keine

Mäßigung und mißhandelte seine Thiere oft auf die gröblichste Art.

Ich war ein halb Jahr mit ihm herum gefahren und hatte auf dieser Fahrt in den Wirthshäusern und in den niedrigsten Gesellschaften von Weibern und Männern des Bösen viel, des Guten nur wenig gesehen, ich glaube, ich wäre an Geist und Leib verwildert, würde ich länger bei Martin geblieben sein; doch der Himmel hatte es anders und besser mit mir vor. —

Als wir eines Abends in einem großen Markte übernachteten, gab sich Martin seiner gewohnten Unmäßigkeit hin; er wurde bald betrunken und nun ging es an das Spielen; Martin verlor bedeutend; er ahnete Betrug und mochte allerdings nicht in die ehrlichsten Hände gefallen sein; von Zorn entbrannt, warf er den Spielern plötzlich die Karte in das Gesicht und schalt sie Schelme und Betrüger; diese wollten solchen Schimpf nicht leiden; bald kam es zum Raufen; Martin, vor Trunkenheit und Wuth außer sich, streckte mit einem Messerstiche den einen der Spieler nieder und verwundete den andern gefährlich; jetzt wurde ein fürchterlicher Lärmen; es kamen die Gerichtsdiener und überwältigten den Martin, der sich aus allen Kräften wehrte.

Als dieß in der Wirthsstube vorfiel, war ich im Stalle, um die Pferde zu füttern; Phylax, der Hund, war bei mir; verwundert über den Lärmen und das Geschrei, wollte ich in die Wirthsstube gehen; da sah ich, wie man die Männer, die mit Martin gespielt hatten, blutend, ohne Leben, fort=

trug; bald kam auch Martin, gebunden und von den Gerichtsdienern fortgeführt; erschrocken erkundigte ich mich und hörte Alles. Jammernd schlug ich die Hände zusammen; Todesangst, als könnte ich auch, wie Martin, eingesperrt werden, kam über mich; fast besinnungslos rannte ich in den Stall zurück; dort wußte ich, war eine Thüre, die auf die Straße führte, — da hinaus lief ich; — Phylax den ich bei den Pferden gelassen, mir nach. —

Ich lief in meiner Angst und Noth die ganze Nacht hindurch, als es Morgens wurde, befand ich mich in einer ganz fremden, unbekannten Gegend; ich sah von weitem ein Bauernhaus und ging darauf zu; hungerig und ermüdet, wie ich war, bat ich um Einlaß und um ein Stück Brod; erst nach langem Fragen und vielen Bitten machte der Bauer mir auf, gab mir Brod und fütterte auch den Hund; ich fühlte mich so erschöpft, daß ich mich bald nach meinem Frühstück auf die Bank legte und einschlief. Als ich erwachte, stand die Sonne hoch; ich dankte dem Bauern und rief meinem Phylax; der aber ließ sich weder sehen noch hören; ich suchte überall, und fragte auch den Bauern, ob er nichts von meinem Hunde wisse; der Bauer erwiederte mir auf eine grobe Weise, ob er denn meinen Hund hüten solle? es sei meine Schuld, wenn ich auf ihn nicht bessere Acht gegeben hätte. Da kam mir der Verdacht, als hätte ihn der Bauer selbst gestohlen; was sollte ich in meiner Lage thun; als ich noch einmal den Hof um meinen Phylax durchsuchen wollte, wies mir der Bauer zornig die Thüre und drohte

mir mit Schlägen, wenn ich nicht augenblicklich fortginge. —

Niedergeschlagen und sehr betrübt machte ich mich denn weiter; der Verlurst meines Hundes, dieses so treuen Thieres, ging mir sehr zu Herzen; da ich nun auch um Martin gekommen war, so hatte ich auf der weiten Erde Niemanden, der sich meiner annahm. »Niemanden? rief es in meinem Herzen; noch lebt ja deine Christine!« Da erinnerte ich mich, wie sie mir bei dem Abschied versprochen, täglich für mich zu beten; ich gedachte ferner ihrer Ermahnung, überall und in allen Schicksalen und Widerwärtigkeiten fest auf Gott zu vertrauen. Da kam einiger Trost in mein Herz; ich zog das Gebetbuch Christinens hervor und fing zu beten an; da wurde mir sehr leicht; es war ein schöner Tag; die Vögel sangen hell und lustig, die Blumen blühten und dufteten; da dachte ich, daß der Herr, welcher die Vögel in der Luft speiset und die Blumen des Feldes kleidet, wohl auch für mich, für ein verlassenes Waislein sorgen würde.

Muthvoll schritt ich weiter; ich kam zu einem schönen Markte; dort, vor einem großen Wirthshause stand eine prachtvolle Kutsche mit vier herrlichen Pferden bespannt; den schönen Bau und die ebenmäßige Gestalt der Thiere betrachtend, blieb ich verwundert stehen; der Kutscher kam jetzt und fütterte die Pferde; unaufgefordert half ich ihm; das gefiel dem Kutscher; er sah, daß ich schon bei Pferden gewesen sein müsse; er fragte mich um meine Schicksale; offenherzig gestand ich ihm Alles und

fügte bei, daß ich sehr großen Durst und Hunger hätte. Der gute Mann schenkte mir ein großes Geldstück und sagte mir, ich solle auf seine Gesundheit essen und trinken und mir es recht schmecken lassen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen; fröhlich dankend eilte ich in das Gastzimmer und ließ mir Bier und eine Wurst geben. —

In dem Nebenzimmer, das für die Herrschaften bestimmt war, ging es seltsam zu; ich hörte ein Aechzen, wie von einem Kinde, und ein stilles, herzzerreißendes Jammern einer Frau, der von einer andern eifrig Trost zugesprochen wurde. — Das Gespräch wurde lauter.

»Nein! Jeanette, rief die Frau klagend, er stirbt! mein Mignon stirbt; Jeanette, ich überlebe den Verlurst meines Lieblings nicht!«

„Excellenz! sehen Sie nicht, daß die Convulsionen in etwas aufhören? gewiß Mignon wird genesen!«

»O mein Mignon! was mußt du leiden! Gott sei barmherzig! komm Mignon, an meinem Herzen mußt du sterben!“

Die Wirthin trat jetzt in das Nebenzimmer und meldete, daß sie eben ihre besten Pferde abgeschickt hätte, um den berühmtesten Arzt der nächsten Stadt für den armen Kranken zu holen. —

»O, erwiederte die Excellenz mit Tönen des tiefsten Leides; könnte ich ihm doch Flügel geben. damit er meinen armen Mignon helfen könnte!« Jeanette, lege meinem Mignon einen Umschlag von warmen Wein auf den Leib!“

Mir wurde das Herz bei diesem Gespräche im-

mer weicher; ich bemitleidete die Excellenz, die so schöne Pferde hatte, von ganzer Seele und das kranke Kindlein noch mehr; neugierig schaute ich in das Nebenzimmer, war aber nicht wenig überrascht, als ich auf den Armen der Excellenz, nicht ein zartes Kindlein, sondern in Windeln gewickelt, ein schwarzes Möpslein erblickte.

Ich mußte mir in diesem Augenblicke alle Gewalt anthun, um nicht zu lachen; so lieb ich die Thiere hatte, so kam mir eine solche Zärtlichkeit in diesem Grade doch lächerlich, ja sündhaft vor; indessen hatte ich doch Mitleid mit dem leidenden Hündlein und faßte es schärfer in das Auge; mir kam vor, als hätte sich das Möpslein des Guten zuviel gethan und sich übereessen; ich sagte meine Vermuthung der Wirthin, diese der Excellenz; sogleich mußte ich zu ihr. »Ist er ein Thierarzt? fragte sie; kann er meinen Mignon heilen?«

Ich war damals siebzehn Jahre alt, schlank und groß gewachsen und trug ein gutes Kleid auf dem Leibe. Mit einer tiefen Verbeugung — das Bier hatte mir Muth gemacht — bat ich die Excellenz um Erlaubniß, den Patienten untersuchen zu dürfen; unter Thieren, zumal unter Hunden aufgewachsen, hatte einige Erfahrung in den Krankheiten derselben; die Excellenz legte jetzt den kleinen Mignon auf ein weiches Kissen und bat mich, bei der Untersuchung ja recht schonend zu Werke zu gehen; der aufgeschwollene Bauch des Thierleins und seine trüben Aeuglein zeigten mir bald, wo es fehle; ich verlangte ein wenig Salz, Milch und Oel und gab

es Mignon ein; bald zeigte sich die gehoffte Wirkung; der arme Mops fühlte sich hierauf sehr erleichtert und konnte nach einer Stunde auf allen Vieren im Zimmer herumspazieren.

Mich freute die schnelle Genesung des Möpsleins herzlich, mehr wegen des armen Thierleins, das in der That arge Schmerzen erduldet hatte, als wegen seiner Gebieterin, der gnädigen Excellenz; die Freude der Dame war gränzenlos; sie bedeckte das Möpslein mit Küssen und drückte es öfters an das Herz, daß es kaum Athem holen konnte, und dann laut aufschrie. Sein Schreien brachte die Excellenz in neuen Schrecken; sie lief zu mir und fragte mich, ob sich vielleicht gar die Convulsionen wieder eingestellt hätten; ich konnte sie hierüber leicht beruhigen; endlich entsann sich die Excellenz auch, daß sie mir eine Belohnung versprochen; sie trug mir jetzt an, in ihre Dienste zu treten; meine Gestalt schien ihr zu gefallen. »Du kannst als Jokey in meine Dienste treten!« sprach sie. Ich starrte sie verwundert an; sie lachte und erklärte mir, was ein Jokey sei. Daran hatte ich wenig Gefallen; ich schüttelte betrübt den Kopf. »Nun was will er denn werden?« sage er es nur heraus! sprach die Excellenz. Da faßte ich Muth und gestand ihr geradezu, ich wäre bei den Pferden lieber, als bei ihr. Sie nahm mir das gar nicht in Uebel, sondern lachte laut auf, rief Bernhard, den Kutscher, und befahl ihm, mich einstweilen als Stalljungen aufzunehmen und mir das Kutschieren, das ich übrigens schon verstand, zu lehren. Bernhard drückte mir die Hand und

versprach der Excellenz, er wolle mir Alles lehren und mich gewiß gut halten.

Es wurde nun alles zur Abfahrt vorbereitet; schon wollte die Excellenz, Mignon auf dem Arme, das Zimmer verlassen und in den Wagen steigen, als eine prächtige Kutsche vorfuhr und der Leibarzt des Fürsten mit einem andern Doktor und Geheimenrathe, alle mit Orden geziert, herausstieg. Der Excellenz wurde bei diesem Anblicke übel zu Muthe; sie hatte die ersten Thierärzte der Residenz verlangt, und jetzt kamen statt deren die Leibärzte selbst! — Ihre Geistesgegenwart aber verließ sie nicht; sie eilte in das Nebenzimmer zurück, wo Jeanette, die Kammerjungfer noch etwas zu packen hatte. „Um Gotteswillen! Jeanette, rief sie, ich bitte dich, falle in Ohnmacht! es kommen die Hofärzte aus der Residenz; der Mignon ist gesund; jetzt mußt du krank sein!«

Jeanette gehorchte; mit einem Seufzer fiel sie in einen Sessel und that, als ob kein Leben mehr in ihr sei; die Doktoren traten in das Gastzimmer und wurden von der Excellenz mit der größten Artigkeit empfangen und zu der Kranken in das Nebenzimmer geführt; sie fühlten der Patientin den Puls und hielten ihr Riechfläschlein vor die Nase; Jeanette hield es endlich für gut, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen und über Magendrücken und Herzweh zu klagen; jetzt mußte sie ein scharfes Examen aushalten und wurde von den Herrn weit und lange befragt; Jeanette wollte, wie es schien, mit ihnen sich auch einen Spaß machen und antwortete so verkehrt und seltsam, daß sich die Doktoren verlegen ansahen und die Köpfe

schüttelten; aber ihr bekam der Spaß übel; der Leibarzt des Fürsten ließ aus der Kutsche seine Apotheke holen und mischte aus mehrern Gläsern Tropfen, die sie einnehmen mußte. Jeanette wehrte sich aus allen Kräften und wollte die Tropfen durchaus nicht nehmen; die Doktoren sprachen ihr auf das vernünftigste und liebreichste zu; Jeanette hätte ihnen bald in das Gesicht gelacht; endlich ließ sie sich doch bewegen, die Tropfen zu verkosten; aber sie machte ein jämmerliches Gesicht, als sie dieselben eingenommen, und schwur hoch und theuer, sie wolle lieber sterben, als diese Arznei nehmen. Die Doktoren suchten sie zu trösten. »Sie werden nicht genesen, Fräulein! versicherte der Leibarzt, woferne Sie diese Tropfen nicht nehmen.«

»Ich versichere Sie, betheuerte die Kammerjungfer, ich werde morgen frisch und gesund sein; ich nehme die Tropfen nicht!«

»Seien Sie vernünftig, bat der Leibarzt; Ihre Gesundheit steht auf dem Spiele.«

»Der Puls geht ganz fieberhaft; bemerkte der andere Arzt; es ist eine Entzündung des Magens im Anzuge.«

»Gott bewahre, versicherte Jeanette; mein Magen könnte einen Schweinebraten vertragen.«

Die Doktoren sahen sich in großer Verlegenheit an; da nahte sich zu meinem größten Erstaunen die Excellenz der Kammerjungfer. »Jeanette, mir zu Liebe nimm die Tropfen; ich wäre untröstlich, würdest du mir krank!« Sie reichte ihr auf einem sil-

bernen Löffelchen eine hübsche Portion der gallbittern Arznei.

»Um Gotteswillen Excellenz, bat Jeanette; Sie wissen ja, —

„Mein Kind, ich weiß Alles, erwiederte die Excellenz; ich liebe dich, wie meine Tochter! nimm sie!«

„Nehmen sie die Tropfen doch! Fräulein!« sagte der Leibarzt.

Die arme Jeanette drückte die Augen zu und schluckte die Tropfen zu Hälfte, da ließ sie den Löffel fallen.

»Mein Gott! rief sie, ich kann nicht! Excellenz; das geht zu weit!«

»Nehmen Sie die Tropfen mit Zucker!« rieth der Leibarzt.

»Weder mit Zucker noch mit Salz, schrie Jeanette; ich bin des Todes, wenn ich die höllischen Tropfen nur sehe!«

Die Excellenz sprach tröstend zu; die Doktoren schüttelten die Köpfe und sprachen leise einige Minuten mit einander. —

„Fräulein! begann der Leibarzt, wenn Sie nicht die Tropfen nehmen, so müssen Sie wenigstens Pillen versuchen!«

Jeanettens ernstliche Protestationen waren vergebens; sie mußte sich bequemen die Pillen zu nehmen; die Excellenz selbst war es, welche ihr die Pillen mit größter Liebe und Sorge mit den liebvollsten Tröstungen und Ermunterungen in den Mund schob; eine Pille brachte die arme Jeanette hinun-

ter; bei der zweiten riß ihr der Geduldsfaden; sie warf den Stuhl um, worauf sie saß, und mit der Betheuerung, lieber Assa foetida, als diese Pillen genießen zu wollen, lief sie, jedem der Doktoren einen derben Rippenstoß gebend, zur Thüre hinaus.

Ich bemerkte, wie die Excellenz, wie die Doktoren sich alle Mühe gaben, das Lachen zu verbeißen; darüber und noch mehr, daß die Excellenz, die doch von Jeanettens Gesundheit überzeugt war, die arme Kammerjungfer so quälte, wunderte ich mich auf das höchste. Die Doktoren nahmen aber plötzlich eine ernste Miene an und sprachen französisch mit der Excellenz; die wurde roth im Gesicht und stammelte in höchster Verlegenheit einige Worte in derselben Sprache; mir schien es, als wollte sie sich entschuldigen; einige Louisdor, die sie den Doktoren als Lohn für ihre Bemühungen darreichte, wurden von ihnen zurückgewiesen; sie nahmen kurzen und kalten Abschied von der Excellenz und fuhren fort. —

Jeanette zeigte sich wieder, als sich die Herrn entfernt hatten; aber die Selbstverläugnung, mit der sie die Tropfen und Pillen verschluckt, wurde von ihrer Excellenz mit Vorwürfen belohnt.

»Jeanette, begann sie verdrüßlich, du hast deine Rolle schlecht gespielt; die Doktoren haben unser Spiel durchschaut und mir deßhalb die größten Sottisen in das Gesicht gesagt.«

Jeanette versuchte sich zu entschuldigen; aber die Excellenz schalt fort; erst als Mignon, (der wiedererweckte) ihre Hände zu lecken begann, schien ihr erzürntes Herz sich zu beruhigen; ihr Blick fiel gnädig

auf mich: „Jean, sprach sie, er hat seine Sachen gut gemacht, besser als diese Narren von Geheimräthen; er bleibt bei mir; ich will für ihn sorgen, wenn er sich anders gut aufführt.“ Nun stieg sie in den Wagen, wo für den Mignon ein eigener Sitz und ein weiches Bettlein bereitet war; ich setzte mich neben Bernhard, dem Kutscher, auf den Bock und fuhr fröhlichen Herzens hinaus in die Fremde. —

Ich habe mit Absicht diese Begebenheit weitläufig erwähnt, weil sie für mich eine Schule der Menschenkenntniß war; ich sah hier zum erstenmale lügenhafte heuchlerische Menschen; ich sah, wie die Bosheit und Lüge bestraft wurde, ich lernte die Launen und Listen der Vornehmen kennen und mein Herz, so arglos und offen früher, wurde von der Stunde an, vorsichtiger und zurückhaltender. In späterer Zeit erzählte mir Bernhard, daß Jeanette durch ein unvorsichtiges, die Eitelkeit der Excellenz beleidigendes Wort deren Zorn gereizt hätte; die Excellenz, falsch, wie sie war, benutzte den Vorfall im Wirthshause, um die arme Jeanette durch die Pillen und Tropfen zu quälen, und so an ihr eine kleinliche Rache zu nehmen. Jetzt konnte ich die heuchlerische Zärtlichkeit der Excellenz begreifen. —

Viertes Kapitel.

Das Leben in Castello Monte.

Die Excellenz reiste nach Italien, wo sie in der Lombardei große Besitzungen hatte. Meine geleisteten

Dienste wurden von ihr bald vergessen; nur Mignon schien ein besseres Gedächtniß zu haben; wo er mit mir zusammenkam, gab er mir sein Wohlwollen und seine Dankbarkeit durch Wedeln und Schmeicheln zu erkennen. Bernhard, ein gerader Mann, gewann mich bald lieb und schon auf der Reise schenkte er mir sein Zutrauen.

„Kümmere dich um Nichts, sprach er gar oft zu mir, als um deine Pferde und um den Stall; in Castello Monte (so hieß das Gut der Gräfin) ist eine Weiberwirthschaft, die uns beide nichts angeht; wir beide sind Diener und müssen gehorchen!“ —

Wir kamen glücklich zu Castello Monte an; wie schlug mein Herz vor Freude, als mich Bernhard in den Stall zu seinen Pferden führte! schönere Thiere hatte ich nie gesehen; es waren zwölf Pferde von ausgesuchter Schönheit und allen Raçen; neben den schlank gegliederten Engländern standen die starkgebauten spanischen Hengste mit den schön gebogenen Hälsen und den großen Köpfen; zwei arabische Stuten von dem herrlichsten Ebenmaße in allen Theilen waren Bernhards Lieblinge, während zwei hochgebaute Neapolitaner von weißer Farbe die Leibthiere der Excellenz waren. Bald wurde ich mit allen Pferden auf das innigste vertraut, ich fütterte und reinigte sie; ich schirrte sie ein und ritt sie in die Schwemme; mein größter Jubel war es, wenn ich auf meiner arabischen Stute dem prachtvollen mit vier Schimmeln bespannten Wagen der Excellenz vorreiten durfte; in rother, mit Gold gestickter Uniform, den Federhut auf dem Haupte, saß ich fest und sicher auf dem herrlich ge-

schmückten Rosse und dünkte mich Königen gleich, wenn ich die Erde unter mir, wie ein Vogel über die Ebene, Berg auf und Berg ab, hinflog.

Die Excellenz belobte lächelnd meinen Eifer und rühmte meinen Anstand im Reiten; Bernhard, der jetzt gute Tage hatte, in dem ich ihm die meiste Arbeit abnahm, hielt mich wie seinen Sohn, und lehrte mir Alles, was er von der Wart und Pflege der Pferde wußte; ich verdanke ihm hierin sehr vieles, und ich habe die meisten seiner Mittel während meiner Praxis bewährt gefunden. —

So hatte ich gute Tage; meine Pferde liebten mich und ihr freundliches Wiehern, wann ich in den Stall trat, klang mir wie der fröhlichste Gruß. Meine Freude stieg auf das höchste, als meine Stute ein Füllen brachte; ich hielt das Thierlein, welchem die Excellenz den Namen Castor gab, wie meinen Augapfel; ich trug es auf meinen Armen, ich gab ihm alle Leckerbissen, die ich nur auftreiben konnte; ich führte es auf die Weide und wachte mit der größten Sorge, daß es ja nichts Schädliches genöße. Castor hing bald an mir, wie ich an ihm; wiehernd begrüßte er mich, sobald er mich sah, lief auf mich zu und legte seinen schönen Kopf auf meine Schulter, an meine Wange.

Die Excellenz sagte öfters, wenn sie mich und Castor traf: „Das ist Castor und er Jean ist der Pollux, denn ihr hauset, wie Zwillingsbrüder mit einander.« Ich hatte früher die Excellenz wegen ihrer übertriebenen Zärtlichkeit für ihr Möpslein getadelt;

ich sagte kein Wörtlein mehr; ich liebte meinen Castor so sehr, als sie ihren Mignon. —

Ich war drei Jahre, mit geringer Unterbrechung zu Castello Monte; Castor war herangewachsen, ein stolzes, herrliches und dabei doch so lammgutes Thier, das weit und breit an Schnelligkeit, Kraft und Schönheit seines Gleichen suchte und von allen Kennern bewundert ward. Der Excellenz waren bereits 1000 Dukaten für das wunderschöne Roß geboten worden; ich zitterte, als ich es hörte, und dankte Gott, als die Gräfin das Anerbieten stolz mit den Worten ausschlug, sie wolle 1000 Dukaten Demjenigen geben, der ihr in Italien ein solches Thier zeigen würde. Und dennoch — ich sollte Castor nur zu bald verlassen; nur in einem andern Lande, in einem uns beiden ganz fremden Erdtheile, sollten wir uns wiederfinden.

Die französische Revolution hatte auch Italien bedroht; siegreich brach Napoleon mit seinen Schaaren von den Gebirgen Savoyens und Piemonts herab in die gesegneten Ebenen der Lombardey; Oesterreichs Macht konnte uns nach der Schlacht bei Lodi nicht mehr schützen; die Excellenz verließ mit dem größten Theile ihres Gutes und ihrer Dienerschaft Castello Monte, um sich nach Venedig zu flüchten; ihre sämmtlichen Pferde — darunter zu meinem größten Troste auch Castor, — waren theils schon dahin vorausgeschickt worden, theils wurden sie zu dem Fortschaffen der Effekten verwendet.

Nahe bei Padua führte uns die Straße durch eine hügelichte, waldige Gegend; es war Nacht, doch

fürchteten wir nichts; es waren unser, Bernhard und mich eingeschlossen, sechs stämmige, wohlbewaffnete Männer; da blitzte es plötzlich in den Gebüschen; pfeifend flogen Flintenkugeln über unsere Häupter; Räuber stürzten heraus; Bernhard sank verwundet von dem Bocke; erschrocken wollte ich ihm zu Hilfe eilen, da packte mich, von einem Räuber gehetzt, ein großer Fanghund und riß mich zu Boden, aber in demselben Augenblicke, wo ich von seinen Zähnen zerfleischt zu werden fürchtete, ließ mich der Hund mit freudigem Gebelle los, sprang wedelnd auf mich und leckte mir die Hände. —

»Phylax! Phylax! bist du es? rief ich in freudiger Verwunderung, wie kommst du daher und zu solchen Leuten?“

„Hans, Hans! schrie jetzt einer der Räuber, und trat auf mich zu; bist du es wirklich?«

»Ja, Martin! — er war es — ich bin der Hans; so sehr ich mich auch freue, Euch wieder zu sehen, so wollte ich doch die Hälfte meines Lebens darum geben, Euch anderwärts und in besserer Gesellschaft zu sehen.“

»Still, Hans! das verstehst du nicht,“ war Martins Antwort; er redete jetzt leise und heftig mit den Räubern, welche durch ihre Ueberzahl die Unsern in wenig Augenblicken übermannt hatten und sie jetzt banden; die Excellenz lag in einer wahren oder scheinbaren Ohnmacht in dem Wagen, während Jeanette jammernd in halber Verzweiflung die Hände rang und Mignon, zornig über die unwillkommne Störung seiner Nachtruhe, auf Phylax und die Räuber durch das Kutschenfenster hinausbellte.

In peinlicher Erwartung harrten wir, was die Räuber über uns beschließen würden.

„Martin! bat ich, hilf uns und errette uns um Gotteswillen!« er winkte schweigend mit dem Kopfe und wandte sich jetzt wieder zu den Räubern.

Martin muß kräftig für uns gesprochen haben; denn die Räuber begnügten sich mit dem baaren Gelde und den Pretiosen der Excellenz, die jetzt unsanft von ihrer Ohnmacht aufgerüttelt ward, und aus der Noth eine Tugend machend, ihre Dukaten und Diamanten, freilich mit wahrem Herzensjammer hergab. Die Räuber ließen uns dann mit unserm Gepäcke und den Pferden ungehindert weiter ziehen; ich dankte Gott stille, von ganzem Herzen, daß Castor uns geblieben war. —

Martin zog mich jetzt auf die Seite und machte mir den Vorschlag, in die Bande zu treten, wo mich das fröhlichste Leben in Ueberfluß und aller Lust erwartete. Mit Abscheu verwarf ich sein Ansinnen und bat ihn auf das dringendste, den Weg des Lasters zu verlassen und ein anderer Mensch zu werden. »Dazu ist es zu spät,“ erwiederte Martin düster, drückte mir die Hand und folgte seinen Kameraden. Phylax aber blieb schmeichelnd bei mir stehen, als wollte er mich ermuntern, Martin zu folgen; erst auf wiederholtes Rufen eilte er seinem Herrn in den Wald nach. —

Als sich die Räuber entfernt hatten, war unsere erste Sorge, Bernhard zu verbinden; seine Wunde war nur leicht, die Kugel hatte ihn blos gestreift und es war mehr der Schrecken, als die Wunde, welche den alten Mann vom Bocke gestürzt hatte; mehr Mühe

machte uns die Excellenz, welche jetzt vollends aus der Ohnmacht erwacht, ihren Zorn und Aerger durch die kränkendsten Vorwürfe und Schimpfworte gegen uns Luft machte. — Sie schalt uns Hasenfüße, Tagediebe, Feiglinge, die kaum den Muth hätten, eine Pistole abzufeuern. Ich wenigstens, der durch Martin die größte Gefahr abgewendet hatte, glaubte auf eine Belobung rechnen zu dürfen; allein die Excellenz sprach zu mir: »Jean, er hat saubere Bekanntschaften; darüber müssen wir noch ein Wörtlein reden; er ist mir verdächtig.« Ich erzählte ihr Alles nach der Wahrheit; die Excellenz aber schüttelte mißtrauisch den Kopf und sagte blos: »Es wird sich finden!«

Nicht ohne Unruhe kam ich nach Venedig; ich kannte die Excellenz, und durfte mir nichts Gutes erwarten; wirklich, sie hatte im Sinne, mich als einen des Einverständnisses mit Räubern Verdächtigen anzugeben, und wer die damaligen Zeiten und die Strenge der Venetianischen Justiz kennt, der weiß, daß damit zugleich mein Urtheil gesprochen war. Da kam in einer Nacht der alte Bernhard, von Jeanetten gewarnt, zu mir und forderte mich zur eiligsten Flucht auf. — Ich sah, daß nur eilige Flucht mich retten konnte. Da bat ich Bernhard, mich noch einmal in den Stall zu führen; dort nahm ich von meinen Pferden mit Rührung, von meinem treuen Castor mit Thränen in den Augen, Abschied; verwundert und traurig schaute mich Castor an und wollte mir folgen, als ich den Stall verließ. —

»Bernhard, bat ich, sieh mir ja recht auf meinen

Castor und laß dem guten Thiere ja Nichts abgehen.«

»Er soll stets deinetwegen den besten Haber und das fetteste Heu haben,« versprach mir der Alte. —

Fünftes Kapitel.

Neue Gefahren.

Die Flucht gelang mir, als Gondoliere verkleidet — denn auch dafür hatten Jeanette und Bernhard gesorgt — schiffte ich glücklich über die Lagunen; ich war nicht ohne Geld und nach der Heimath mich sehnend, schlug ich auf allerlei Umwegen die Straße nach Deutschland ein. Der Krieg machte das Reisen sehr gefahrvoll und beschwerlich; dennoch kam ich glücklich bis zur Gränze Tyrols. Hier machte mir ein reisender Kaufmann den Vorschlag, in seine Dienste zu treten; seine Bedingungen waren sehr annehmbar und meine Verhältnisse nichts weniger als glänzend. Der Kaufmann war in der Schweiz ansäßig; allein seine Geschäfte veranlaßten ihn, noch in der vorgerückten Jahreszeit Piemont und Savoyen zu bereisen, ja wo möglich selbst Lyon zu besuchen. Ich wäre freilich lieber nach der Heimath zurückgekehrt; allein Bastian, des Kaufmanns Kutscher, wußte mir die Güte seines Herrn, seine Sanftmuth und Freigebigkeit so zu loben, daß ich endlich einwilligte; in der That, Bastian hatte die Wahrheit gesprochen; mein Herr hatte das beste Herz. Ohne besondere Gefahr und Beschwerden

reiseten wir durch Piemont und kamen wohlbehalten nach Unterwallis.

Hier in Unterwallis, auf der Gränze Piemonts, im Aostathale, erhebt sich, 10400 Fuß hoch der St. Bernhards Berg. Der Weg führt durch enge, mühsam und kunstvoll gebahnte Strassen über das Gebirge. — Auf diesen Bergen liegt, 7500 Fuß hoch, von drohenden Kuppen und Felsklippen überragt. das weltberühmte Hospitium der Augustiner, an einem kleinen See. — Das Hospitium ist der höchstbewohnte Punkt Europas; in einer öden, kalten, unfruchtbaren Gegend hat sich hier die christliche Liebe einen ihrer schönsten Tempel erbaut. Die Augustiner nehmen es auf sich, die Wanderer, deren Zahl sich des Jahres oft auf 15—20,000 beläuft, zu beherbergen und ihnen auf alle Weise zu Hilfe zu kommen; das thun denn die guten Mönche mit dem reinsten Eifer, ohne für die Verpflegung auch nur das Geringste zu fordern oder nur anzunehmen; selbst die Gaben der Reichen werden ausgeschlagen. Durch diese Felsenschlünde durchzukommen, ist sehr gefahrvoll; über schwindelnde Abgründe führen schmale Stege; zwischen den hohen, schneebedeckten Felsen ballt sich der Schnee zu tückischen Lawinen, die durch die kleinste Bewegung erschüttert, von den Spitzen der Berge sich ablösen, und in die Thäler herabstürzen, wo sie immer wachsend im Sturze, Bäume zerknicken, Brücken hinwegreißen, Häuser überschütten, Wanderer auf der Strasse lebendig begraben; die Kälte wächst manchmal über Nacht in einem solchen Grade, daß sie Reisende, selbst Thiere, töd-

tet; der Schnee verschneit oft die Pfade und Stege und oft stürzen die Wanderer durch die leichte, tückische Schneedecke in Abgründe, wo sie den Tod finden. — In solchen Gefahren wacht und hilft die fromme, aufopfernde Liebe der Augustiner; rastlos, Tag und Nacht sind sie bemüht, die Verirrten auf den rechten Weg zu leiten, die Erstarrten, vor Kälte Verschmachtenden, zum Kloster zu bringen, die Verschütteten aus den Schneegräbern und den Abgründen zu erretten; zum Auffinden der Verunglückten hilft ihnen vor Allem eine Gattung großer, starker Hunde, Namens Marons, welche durch eine eigene Spürkraft zu diesem Dienste, wie von Gott berufen und durch eine besondere Liebe an die Menschen gekettet sind. — Wunderbar ist die Kraft, die Ausdauer und der Scharfsinn dieser Hunde; ich selbst sollte mich davon überzeugen. —

Der Kaufmann erzählte mir, während wir neben dem Wagen über die gefährlichsten Stellen zu Fuße gingen, gar viel von dem frommen, edlen Wirken dieser Mönche; es fiel der Schnee in leichten Flocken; die Luft wurde trüber; langsam und nicht ohne Sorge fuhren wir die steile Strasse hinauf; die Thäler verengten sich jetzt; Schneehaufen welche hie und da lagen, hielten uns im Fahren auf; ich war eben beschäftigt, einen dieser Haufen mit der Schaufel wegzuräumen, als ein leises Zittern durch die Luft tönte, das aber in wenigen Augenblicken zu einem Donner ähnlichen Geräusche anwuchs.

»Wir sind verloren, rief mein Herr verzweifelnd, das ist die Löwin!« (die Lawine)!

Erschrocken ließ ich meine Schaufel fallen und floh mit dem Kaufmann abwärts; da wich plötzlich die leichte Schneedecke unter meinen Füßen; ich stürzte in einen tiefen Abgrund und verlor das Bewußtsein. —

Wie lange ich hier lag, weiß ich selbst nicht; Menschenstimmen und das Bellen der Hunde weckten mich aus meiner Betäubung; ich bemerkte mit Schrecken, daß ich in einem etwa dreißig Fuß tiefen Schlunde, zwischen Schnee und Eis lag; ich versuchte mich zu erheben; aber ich konnte nicht!

»Lebt ihr noch, Verunglückter?« rief jetzt, von oben herab, eine sanfte Stimme.

»Ja! um Gotteswillen rettet mich! seid barmherzig!«

„Wir wollen das Aeußerste versuchen, Euch zu retten! Faßt diese Seile und bindet sie Euch um den Leib; wir wollen Euch heraufziehen!“

Die Seile fielen hinab; mühsam band ich mich an ihnen fest und wurde heraufgezogen. Als ich herauf kam, reichte mir ein freundlicher Mann, dessen Kleidung und würdevolles Benehmen den Priester verrieth, die Hand und half mir vollends heraus. —

»Dankt Gott!“ sprach er, als ich ihm gerührt die Hand küßen wollte; Er hat Euch gerettet!« —

Mehrere Männer, welche den guten Pater auf seiner gefahrvollen Wanderung begleitet, umringten mich jetzt und wünschten mir Glück zu meiner Rettung; auch zwei große, schön gebaute Hunde schauten mich freundlich an, als freuten auch sie sich meiner Rettung, zu der allerdings auch sie beigetragen hatten. —

»Sagar und Aquila haben ihre Sache gut gemacht, so sprach jetzt der Pater und streichelte lobend die schönen Thiere; ihr scharfer Geruch hat Euch entdeckt und uns zu Euerer Rettung die sichere Spur gewiesen.«

Dankend drückte ich die Hunde an mich, die meine Liebkosungen mit einem gewissen Selbstgefühle annahmen, als wüßten sie wohl, daß sie meinen Dank verdient hätten. —

Eine gänzliche Schwäche und Kraftlosigkeit befiel mich jetzt; ich konnte kaum mehr stehen; der Pater labte mich mit Wein und ließ eine Tragbahre herbei bringen, auf welcher mich seine Begleiter zum Kloster trugen. —

Ich erkundigte mich jetzt bekümmert um das Schicksal des Kaufmanns und seines Kutschers. »Die Lawine hat sie getödtet, erwiederte traurig der Pater; als wir sie aus dem Schnee herausgruben waren sie bereits schon todt; wir können ihnen nichts anderes mehr geben, als ein christliches Begräbniß; dort, im Kloster droben, könnt ihr noch ihre Leichen sehen!« Jetzt erfuhr ich auch, daß ich zwei Tage in dem Abgrunde gelegen; mein Herz dankte still und tiefgerührt der Barmherzigkeit Gottes. —

Als wir uns dem Kloster nahten, kamen uns schon einige Patres entgegen; in ihren sanften Zügen malte sich eine innige Freude, wieder ein Menschenleben gerettet zu haben; sie trösteten mich mit den liebreichsten Worten und erwiesen mir alle Werke der Barmherzigkeit, welche nur immer ein Christ dem andern erweisen kann.

Ein Fieber fesselte mich vierzehn Tage auf das Krankenbett; meine Jugendkraft und die sorgsamste Pflege der guten Mönche rettete mich; doch nur langsam genas ich. Als ich mich etwas erholt hatte, wollte ich meine Reise fortsetzen und in der Heimath ein Unterkommen suchen; aber die liebevollen Augustiner ließen mich nicht eher ziehen, bis ich gänzlich gestärkt, und keine Gefahr für mich zu besorgen war; so weit ging ihre Liebe, daß sie durch Geld und gute Worte einen Fuhrmann bewogen, mich bis nach Basel mitzunehmen; von da aus konnte ich leicht den andern Weg nach der Heimath zu Fuß machen. —

Der Tag meiner Abreise mit dem Fuhrmann war schon anberaumt; da hielt uns das schlechte Wetter auf. Während dieser Zeit kehrte in dem Kloster ein französischer Veterinärarzt ein, der von der italienischen Armee kam und auf Urlaub nach Marseille, seiner Vaterstadt, reisen wollte. Wir wurden miteinander bald bekannt; er machte mir den Vorschlag in seine Dienste zu treten; „er liebe, sprach er, die deutschen Bedienten vor allen; denn er sei überzeugt, daß man sich durchaus auf ihre Treue Ehrlichkeit und auf ihren Fleiß verlassen dürfe.“ — Er versprach mir einen guten Lohn und eine Behandlung, wie sie selten ein deutscher Herr seinem Bedienten zu Theil werden lasse. — Ich schlug ein; mehr, als alle seine Verheißungen, reitzte mich die Aussicht, wieder zu Pferden zu kommen und die Hoffnung, in der Thierheilkunde etwas lernen zu können; denn schon damals war es für mein

Herz eine wahre Freude, den armen kranken Thieren durch ein Hausmittel helfen zu können; schon unter den Bauern hatte ich viele Heilmittel dieser Art kennen gelernt, und durch Bernhard war ich zu Castellomonte fleißig in der Zucht und Wartung der kranken Pferde unterwiesen worden; mehr noch als alle diese, sollte mir, wie ich glaubte, der französische Veterinärarzt lehren. —

Ohne Unfall kamen wir über die Gränze in die schönen Gegenden des südlichen Frankreichs. Nahe bei Marseille hielten wir in einem Dorfe an, die Pferde zu füttern. Während wir, mein guter Herr und ich, ein mäßiges Frühstück einnahmen, kam ein Bauernweib in die Wirthsstube, und klagte und weinte laut. Ich verstand damals die französische Sprache noch nicht in dem Grade, um die Worte des weinenden Weibes, in dem Dialekte ihrer Provinz gesprochen, verstehen zu können. — Mein Herr, den ich fragend ansah, bedeutete mich, das Weib habe Unglück mit ihren Kühen; sie gäben keine Milch mehr. Das Weib bat nun meinen Herrn auf das inständigste, sie zu besuchen und ihren kranken Kühen zu helfen. — Mein Herr wollte lange nicht daran; endlich willigte er ein und ging mit ihr; ich bat ihn begleiten zu dürfen, was er mir sogleich erlaubte. — »Jean, sprach er lächelnd, wenn ich nicht helfen kann, so mußt du kuriren!«

Mein Herr untersuchte die kranken Kühe; er, durchaus ein Pferdearzt, kannte sich nicht aus, wie ich sogleich sah; nach der Weise seiner Landsleute sprach er ein langes und breites über das Uebel

der Thiere, zuckte die Achsel, nahm eine Prise Taback, und rieth, bis Morgen noch zu warten; morgens war er aber dann in Marseille und dem Weibe und ihren Kühen konnte helfen, wer wollte. — Ich sah auf dem ersten Blicke, wo es den Kühen fehlte; in meiner Heimath, wie in Castello Monte war oft diese Krankheit vorgekommen und hier wie dort, war sie durch ein einfaches Mittel, durch ein überall wachsendes Kräutlein, dem eine ölige Substanz beigemischt wurde, sicher geheilt worden. Ich machte meinen Herrn auf dieß Kraut aufmerksam und versprach ihm, daß dieß Mittel in wenigen Stunden unfehlbar helfen würde. Mein Herr nahm auf einmal eine nachdenkliche Miene an; dann sprach er großsprecherisch zu dem Weibe: „Ein Mittel kann dir noch helfen; unter hundert Doktoren wäre keiner darauf gekommen; gib jetzt den Kühen, was ich dir sage.“ Das Weib hörte mit größter Aufmerksamkeit zu und versprach Alles zu befolgen. —

»Jean, sprach mein Herr leise zu mir, als wir den Stall verließen, ich klopfe dir den Buckel durch, wenn dein Mittel nicht hilft; ich habe, deiner deutschen Ehrlichkeit vertrauend, meine Reputation auf das Spiel gesetzt!«

„Herr, versicherte ich, mein Mittel wirkt unfehlbar; binnen drei Stunden geben die Kühe Milch.“

„Gut Jean, wir wollen zu Mittag hier bleiben und drei Stunden warten.“

Noch waren die drei Stunden nicht verflossen, als die Frau daherlief und uns verkündigte, daß ihre Kühe reicher, denn sonst, die Milch strömen lie-

ßen. Triumphirend schaute ich meinen Herrn an; dieser aber duldete es gelassen, daß die hocherfreute Bäuerin seine Hände mit Küssen überdeckte und ihn ein um das andermal fragte, was sie denn für seine Bemühungen schuldig sei; denn er hätte ihr ihren größten Reichthum gerettet. Mein Herr spielte ächt französisch den Großmüthigen und äußerte, für solche Curen nehme er durchaus nichts an; indessen solle sie mir, seinem Bedienten, einige Livres zur Erkenntlichkeit reichen; denn auch ich sei mit ihm in dem Stalle gewesen. Die Bäuerin wollte mir wirklich einige Livres in die Hände drücken, allein ich nahm sie nicht an; sondern versicherte sie, ich wolle eben so großmüthig sein, als mein Herr; sie könne uns dadurch am meisten danken, wenn sie uns in der Gegend als die besten Aerzte für das Rindvieh empfehlen würde. Ob das Weib mein Kauderwälsch von Französisch und Italienisch verstand, weiß ich nicht; mein Herr mußte es doch verstanden haben; er warf mir einen bösen Blick zu. »Jean, sprach er, du hast mehr Verstand, als ein gewöhnlicher Deutscher; — wir bleiben bei einander.“ Wir blieben auch bei einander; er war ein guter Herr! —

Sechstes Kapitel.

Castor, der Lebensretter.

Um diese Zeit wurde in den südlichen Häfen der Republik still und geheimnißvoll eine mächtige

Expedition ausgerüstet; mein Herr mußte sich sogleich zu seinem Regimente begeben und wurde mit demselben zn Toulon eingeschifft; ich trug anfangs Bedenken, ihm auf das Meer zu folgen; allein mein Herr, der alles auf mich hielt, und dem auch ich von Herzen ergeben war, überredete mich und versprach mir, er wolle nach der Heimkehr mir ein solches Kapital schenken, daß ich in meiner Heimath mir ein Gütlein kaufen und dort von aller Sorge gesichert leben könnte. Ich dachte an Christine; mein Jugendmuth und die Reiselust erwachte; fröhlich begrüßte, ich den Hut auf dem Verdecke schwenkend, das Meer; wir alle waren fröhlichen Muthes; Bonaparte, der unüberwindliche Feldherr, war unter uns mit ihm und seinem Glücksstern schien uns der Sieg und reiche Beute gewiß; hätten wir gewußt, welchen Leiden und Kämpfen wir entgegen gingen, unsere Stimmung wäre eine ganz andere gewesen! —

Auf der Höhe von Malta erfuhren wir erst, daß Aegypten das Ziel unserer Fahrt sei; da staunten alle; viele konnten sich eines bangen Gefühles nicht erwehren; zu diesen gehörte ich und meine Ahnung traf nur zu gut ein; Maltas Hauptstadt, La Vallete, wurde rasch genommen, Alexandrien erstürmt, die Mamelucken bei den Pyramiden geschlagen; Cairo ergab sich dem siegreichen Feldherrn; mein Herr hatte Arbeit in Fülle und war Tag und Nacht beschäftigt, für die verwundeten Pferde zu sorgen; redlich und mit allen Kräften half ich ihm, so gut ich konnte. Ich war eines Morgens auf einem freien Platze in der Vorstadt Cairos,

Bulak, gerade beschäftigt, einem Pferde, welchem der Säbel eines Mamelucken das rechte Ohr hinweggehauen, einen Verband umzulegen, als ein französischer Chasseur ein hohes Roß daher führte; wie groß war mein Erstaunen und meine Freude, als ich in dem Thiere meinen Castor erkannte. „Castor! mein lieber Castor!“ rief ich voll Freude und klopfte ihm freundlich auf den Hals. Da erkannte auch mich das edle Thier; es brach in ein fröhliches Gewieher aus, legte schmeichelnd den Kopf auf meine Schulter und hob den schlanken blutenden Fuß auf, als wollte es mir die Wunde zeigen, und mich um Hilfe bitten; eine Kugel hatte das Schenkelbein bedeutend gestreift; doch ohne Gefahr; indessen vergrößerte ich die Gefahr auf jede Weise und versicherte dem Chasseur, Castor müsse wenigstens vierzehn Tage in der Kur bei uns bleiben. Der Chasseur willigte ein und trug mir ja auf, für das schöne Thier alle Sorge zu tragen; es sei das Leibpferd seines Obersten; lieber Gott, es bedurfte solcher Ermahnungen nicht; wie hätte ich nicht Alles aufbieten sollen, meinen Liebling zu heilen! Ich fragte jetzt den Chasseur, wie der Oberst zu Castor gekommen; seine Aussage bestättigte meine Vermuthung; der Oberst hatte das schöne Thier auf die gewöhnliche und beliebte Weise das französischen Heeres erhalten; er sah es auf seinen Feldzügen in Italien und ließ es, da es ihm sehr gefiel, ohne Umstände aus dem Stalle treiben; mit dem Obersten war auch Castor nach Aegypten gekommen.

Ich verband sogleich mein treues Thier und

gab ihm das beste Plätzlein in dem Stalle; alle Zeit, die ich erübrigen konnte, verwandte ich auf seine Pflege; Castor gab mir die rührendste Beweise von seiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit; nach sechs Tagen war er gänzlich geheilt; der Chasseur wollte mehr als einmal das Thier, das jetzt ganz gesund sei, fortführen; unter allerlei Vorwänden hielt ich es zurück; endlich, als ich ihm das Thier nicht länger vorenthalten konnte, traten mir die Thränen in die Augen, wie der Chasseur es fortführte.

Napoleon war mit dem größten Theile des Heeres nach Syrien aufgebrochen; mein Herr und ich waren ihm mit einer kleinen Abtheilung Reiter, welche einen bedeutenden Zug von Munition nachführen sollte, erst später gefolgt; unweit Jaffa wurden wir von einer zehnfach überlegenen Schaar Türken angegriffen; alle Tapferkeit half nichts gegen die Uebermacht; die französischen Reiter fielen fast alle unter den Schwertern der wüthenden Feinde, die keinen Pardon gaben; ein gewaltiger Schlag warf mich besinnangslos nieder; ein heftiges Stoßen und Rütteln gab mir mein Bewußtsein wieder; ich sah mich an dem Schweife eines Pferdes gebunden mitten unter einem Haufen türkischer Reiter, die rastlos über die unermeßliche Sandebene hinflogen. —

Meine Lage war fürchterlich; ich versuchte zu beten und konnte nicht; die Hitze und der glühende Sand, der mich bei jedem Tritte des Pferdes überschüttete, brachte mein Blut fast zum Sieden und benahm mir den Athem. Ich war dem Tode nahe,

als die Türken bei einer von einigen Palmen beschatteten Stelle hielten, abstiegen und sich mit Speise und Trank labten; sie banden mich los; jetzt sah ich, daß außer mir noch sechs andere Franzosen gefangen und auf dieselbe Weise wie ich fortgeschleppt worden waren; die Türken würdigten uns keiner Erquickung, obgleich unsere schmachtende Zunge nach einem Tröpflein kalten Wasser lechzte und wir durch Zeichen ihnen die Qual unseres Durstes andeuteten; sie banden uns jetzt auf das Neue und unterredeten sich, wie es es schien, was mit uns zu thun sei; die Unterredung wurde mit großer Lebhaftigkeit geführt; mit unendlicher Angst horchten wir zu; obgleich wir kein Wort davon verstanden, so ließ uns der Blick ihrer rollenden Augen das Schlimmste befürchten; ich machte mich auf mein Ende gefaßt und versuchte zu beten; da hörte ich plötzlich hinter meinem Rücken ein kräftiges Wiehern, ein hohes Pferd neigte sich über mich und legte freudig sein schönes Haupt auf meine Schulter; verwundert schaute ich um und wie groß war mein Jubel, als ich meinen Castor erblickte; seine Augen glänzten, er scharrte ungeduldig in den Sand, und beugte seinen starken Nacken, als ahnete er die Gefahr seines Freundes und wollte ihn einladen, auf seinen vogelschnellen Rücken sich zu retten. „Armer Castor! rief ich, du bist nur gekommen, den Tod deines Herrn zu sehen; so hat er doch noch eine Freude vor seinem Ende, die Freude, dich, du treues liebes Thier, zu sehen.“

Die Türken nahmen mit Erstaunen Castors Liebkosungen wahr; einer derselben trat zu mir und

fragte mich in gebrochenem Italienisch: »Giaur! woher kennst du dieß Pferd?« Ich erzählte ihm Alles; er verdollmetschte meine Worte seinen Waffenbrüdern, und seine Rede schien auf sie Eindruck zu machen. Sie banden mich jetzt los und reichten mir Wasser und Haferbrod; so hungrig und durstig ich auch war — ich theilte es mit Castor, der es gierig aus meiner Hand fraß. Dieß gefiel den Türken; mehrmals riefen sie: »Bei dem Barte des Propheten! wie das Pferd den Giaur liebt! er muß ein gutes Herz haben!« — Ich hob jetzt die Hände flehend auf, und auf Wasser und Brod deutend, bat ich den Türken, auch meine Leidensgenossen damit zu erquicken. Dieser aber schüttelte finster den Kopf und machte mit der Hand eine Bewegung, welche ich nicht verstand, die aber bald zu meinem Entsetzen erklärbar wurde.

Castor wollte sich nicht von mir trennen, er schmiegte sich wie ein Hündlein an mich; leicht konnte ich mir es erklären, auf welche Art wir beide hier zusammen kamen; auch er war, wie ich, gefangen, und die Beute der Türken geworden, welche uns überfallen hatten; diese begannen jetzt den Streit über unser Schicksal, den Castor unterbrochen, auf das neue und mit größerer Lebhaftigkeit, als zuvor; plötzlich stand einer der Türken, wie wüthend auf, und spaltete einem der Franzosen den Kopf und in wenigen Augenblicken sanken auch die übrigen Unglücklichen, von den Bluthunden gemordet, zu Boden; des Todes gewärtig, umschlang ich in meiner Angst Castors Hals mit beiden Armen, ich drückte mich an ihn, als sollte

sein Leib mich von dem Tode schützen; laut drohend wieherte das edle Thier, seine Augen flammten, seine Nüstern schnoben, er schüttelte seine Mähne und warf das stolze Haupt in die Höhe; der Türke aber, welche der italienischen Sprache mächtig war, klopfte freundlich und beruhigend auf Castors Hals und rief: Dem Giaur, den du so lieb hast, wird nichts Leides geschehen; Allah hat dich zu seinem Schutze gesandt!« —

Die Türken rüsteten sich jetzt zum Aufbruche; ich wurde auf ein Pferd gebunden und mit Sturmeseile ritten wir weiter; ich wußte nicht, was die Türken mit mir vor hatten; dem Tode war ich entronnen, allein auch der Marter der Sklaverey? wer sollte mich auch davon erlösen? ich hoffte auf keine Rettung mehr und ergab mich niedergeschlagen in mein Schicksal.

Immer rascher eilten wir über die unermeßliche Sandwüste; öfters kam ich bei dem Reiten so nahe an Castor, daß ich ihm zurufen konnte; dann wandte immer das treue Thier, als wollte es antworten, die feurigen Augen und den schönen Kopf zu mir und wieherte fröhlich; Schläge aber zwangen mich von diesem Gespräche abzustehen; es wurde Abend, die Nacht brach ein und wir erreichten eine Felsengruppe, die mit einigen Sträuchern überwachsen war; eine Quelle rieselte aus den Felsenritzen hervor; hier machten die Türken Halt, tränkten ihre Pferde und nahmen ihr Abendmahl ein, das aus geröstetem Mehl bestand; auch mir warfen sie einige Datteln zu; bald sah ich, daß hier das Nachtquartier ge-

nommen werden sollte; zwei Türken schleppten mich einige hundert Schritte hinter den Felsen zu einigen Büschen, banden mich noch fester und bedeuteten mir, ich sollte hier die Nacht zubringen; ich war damit — die schmerzlichen Stricke an den Händen ausgenommen — ganz wohl zufrieden; ich versuchte zu schlummern; allein so groß auch meine Müdigkeit war, sank doch der Schlummer nicht auf meine Augen; die Türken verrichteten jetzt ihr Abendgebet; der Wind trug mir jedes Wort zu; es wurde stiller; bald schien es, als seien die Türken alle eingeschlafen; ich wachte noch, bis gegen Mitternacht der Schlummer auch meine müden Augen schloß. —

Ich mochte kaum zwei Stunden geruht haben, als mich ein Scharren und Schnauben weckte; es war mein Castor, der sich losgerissen hatte, um mich zu sehen; die Pferde werden oft von einer Sehnsucht nach den Menschen befallen, welche sie lieben; sie wollen dann mit aller Gewalt zu denen, nach welchen sie verlangen und dann kann sie nichts zurückhalten; der Mond war aufgegangen; Castor schaute mich mit seinen treuen klugen Augen an; er war noch gesattelt; mir kam der Gedanke: »Besteige das Pferd und rette dich!« allein, wie war dieß möglich? meine Hände und Füße waren fest gebunden; ich bot alles auf, meine Bande zu zerreißen; wirklich, ich befreite mich in so weit von ihnen, daß ich drei Finger der rechten Hand bewegen konnte; bei dem Mondlichte, welches immer leuchtender hinter den Wolken hervorbrach; sah ich in Castors Sattel die Pistolen und den Dolch seines türkischen Reiters

haften; es bedurfte nur eines Winkes und Castor knieete sich nieder; mit Entzücken griff ich nach dem Dolche und trennte mit der scharfen Schneide desselben meine Bande; sie sanken auf die Erde; ich war frei; jubelnd sprang ich auf meinen treuen Castor und schlug die Richtung nach Aegypten ein.

Mit Windeseile trug mich das edle Thier durch die Ebene; das Mondeslicht verblich; eine schwache Röthe verkündete den anbrechenden Tag; da hörte ich Schüsse und wilde Stimmen, die immer näher drangen; mit Staunen und Schrecken sah ich, daß ich von den Türken verfolgt wurde; sie mußten meine Flucht nur zu bald gewahr worden seyn und nähere Wege eingeschlagen haben, mich einzuholen; sonst wäre es unmöglich gewesen, auch bei der größten Schnelligkeit ihrer unübertrefflichen Pferde, mich sobald zu erreichen. Castors unermüdliche Ausdauer war die einzige Hoffnung meiner Rettung, und in der That, als wüßte das edle Thier, daß von seiner Kraft mein Leben abhinge, strengte es sich auf das äusserste an; wie im Wettlaufe rannten ich und meine Verfolger über die Ebene; die Fläche vertiefte sich jetzt; es ging abwärts; Risse spalteten die Erde, Hügel von bedeutender Höhe erschwerten das Reiten ungemein; nichts konnte aber Castor abhalten; er sprang über die Risse, bergauf, bergab ging sicher sein Lauf; seine Kräfte schienen im Laufen zu wachsen; aber auch die herrliche Kraft der Pferde meiner Verfolger bewährte sich; sie ließen nicht nach; ihr Schnauben und Wiehern tönte oft drohend zu mir und Castor und schien dem letztern neue Kräfte zugeben. —

Aber plötzlich sah ich mich durch einen breiten Riß aufgehalten, der ungeheuer tief, wenigstens an sechs Ellen breit war; angstvoll schaute ich in die Tiefe; Castor schüttelte zornig die Mähne und blickte nun auf die Verfolger, die ihrer Beute gewiß, mit Jubelgeschrei heraneilten; ich versuchte den Riß zu umreiten; allein endlos breitete er sich längs der Fläche aus; immer näher kamen die Türken, da rief ich, mich und mein Thier dem Schutze Gottes empfehlend: „Castor! rette deinen Freund!“ und als hätte er meine Worte vernommen, hob er das edle Haupt in die Höhe und wieherte laut; ich nahm rasch mit ihm einen Anlauf; der kühne Sprung gelang; ich befand mich in demselben Augenblicke auf dem jenseitigen Ufer in Sicherheit, als meine Verfolger mich zu packen wähnten; ein Ausruf des Staunens und der Verwunderung kam über ihre Lippen; keiner von ihnen wagte den verwegenen Sprung; sie feuerten ihre Pistolen auf mich ab; aber hinter Büschen und einem kleinen Hügel verborgen, traf mich keine; ich sah, daß sie mehrmal die Erdspalte auf und abritten, um eine gefahrlose Stelle zum Uebersetzen zu finden; sie fanden keine, und ritten scheltend und drohend zurück. So war ich gerettet, gerettet durch den Muth und die Kraft meines unvergleichlichen Castors; aber wie theuer mußte das edle Thier meine Rettung bezahlen! Ich legte, nach dem Abzuge der Türken liebkosend den Arm um den schlanken Hals und lobte seine Kraft und Treue; Castor schaute mich stille und freundlich an; da floß auf einmal in hellen Wellen Blut aus Mund und Nase; Castor stöhnte tief auf,

er schwankte und stürzte todt zu Boden; das treue Thier hatte sich bei dem Sprunge, wo es das Aeusserste seiner Kraft aufbot, ein Blutgefäß zersprengt. —

Ach, wie mir dort zu Muthe war, ist nicht zu schildern; stumm und kraftlos setzte mich neben dem treuen Thiere und wünschte mir in diesem Augenblicke nichts, als die tödtliche Kugel eines Türken; so saß ich zwei Stunden da, bis ich mich ermannen konnte; da grub ich mit dem Dolche ein Grab und scharrte das treue Thier ein; es sollte nicht die Beute der Geyer und Schakale werden; dann nahm ich die beiden Pistolen, welche noch geladen in dem Halfter steckten, und ging langsam und traurig weiter; wohin, das wußte ich selbst nicht; mir war in dieser Stimmung alles gleichgiltig und das Leben fast eine Last.

Ich war zwei Tage in der Wüste umhergeirrt; von Hunger und noch mehr vom Durste erschöpft, erreichte ich am Abend eine Quelle; ich labte mich dort, und wollte eben aufbrechen, als ich in der Ferne Staub aufwirbeln sah; bald erkannte ich eine kleine Caravane von Türken, die auf Camelen ritten und der Quelle zulenkten, die mich erquickt hatte. Ich beschloß, sie furchtlos zu erwarten; mir war, wie gesagt, damals das Leben eine Last; der Hunger quälte mich, und jeder Tod war ja leichter, als der Hungerstod; die Caravane kam näher und ich sah nicht ohne Beruhigung, daß es keine türkische Soldaten, sondern Kaufleute waren; sie verwunderten sich nicht wenig, mich hier allein und in einem solchen Zustande zu treffen; der Führer der Caravane, ein freundlicher, alter Mann, mit einem langen,

weißen Barte, verstand etwas italienisch; wir verständigten uns bald; ich bat ihn, mich mit zu nehmen und bot ihm als Preis den reich mit edlen Steinen besetzten Dolch des Türken an; Ahmed, der Führer der Caravane, nahm mein Anerbieten an und versprach mir, er wolle mich nach Mokka bringen; dorthin lieferte er seidene Stoffe. Es war dies freilich für mich, der ich nach Aegypten zu gelangen wünschte, ein weiter Umweg; allein, was wollte ich machen? ich tröstete mich, in Mokka ein Fahrzeug zu finden, das mich auf dem rothen Meere nach Aegypten bringen würde. —

Ahmed gab mir ein Kameel und ich schloß mich der großen Reisegesellschaft an. —

Wir machten langsame Tagreisen; die Hitze war unerträglich und nahm mit jedem Tage zu; zweimal kam eine Art Samum über uns und dieser sengend heiße, giftige Wind brachte uns in Lebensgefahr; streifende Räuberhorden der Beduinen trieben wir glücklich ab; je tiefer wir in Jemen (das glückselige Arabien) eindrangen, um so mehr wuchsen unsere Beschwerden; Krieg hatte die edelsten Stämme der Araber entzweit; die schönsten Dörfer lagen in Asche, die Saaten waren zertreten, die Brunnen und Cisternen verschüttet; den Mangel an Wasser empfanden wir in kurzem auf das Schmerzlichste; wir mußten uns Tag für Tag mit Wasser versorgen, das in Schläuchen gefaßt, auf Kameelen weiter geschafft wurde. Ahmed sandte jeden Tag auf den schnellsten Kameelen Knechte voraus; sie mußten bei den Quellen halten und unsere Schläuche füllen, daß wir sogleich unsere

Reise nach kurzer Rast fortsetzen konnten; öfters waren die Quellen und die Brunnen schon von früher Gekommenen besetzt und es wurde dann um einen Eimer Wasser blutig gekämpft.

So kamen wir unter großen Leiden bis auf drei Tagreisen von Mokka; jetzt wurde unser Marsch erst recht beschwerlich; Räuberhorden machten die Strasse unsicherer, als sonst; wo wir Quellen trafen, durften wir gewiß seyn, auch sie zu finden; bisher waren wir immer so glücklich gewesen, ihre Angriffe zurückzuschlagen; als wir aber in einer Nacht unsere Kameele tränkten, überfielen uns die Räuber in solcher Anzahl und mit einer Heftigkeit, daß wir augenblicklich übermannt und auseinandergesprengt wurden; kaum hatte ich Zeit, mein Kameel zu besteigen; da sah ich, wie Ahmed, von einem Räuber verfolgt, sich zu mir flüchtete; er rief mir zu: »Rette mich!« Eine wohlgezielte Kugel streckte den Räuber nieder; rasch zwang ich das Kameel zum Niederknieen, half Ahmed hinauf, und es glückte mir, im Getümmel und bei der dunkeln Nacht, hinaus auf die Sandfläche zu flüchten; denn die Strasse nach Mokka hatten uns die Räuber verlegt.

Ich ließ das Kameel im angestrengtesten Trabe laufen; wohin es lief, wußte ich nicht; ich dachte nur, den Räubern zu entrinnen; als ich in Sicherheit vor ihnen zu seyn glaubte, fragte ich Ahmed, wohin wir auf diesem Wege kommen würden; er antwortete nicht; still und stumm saß er da, von Zeit zu Zeit stieß er Seufzer aus, welche ihm der Schrecken und der Schmerz über den Verlurst seiner Reichthümer

auspreßte; es wurde Morgens; Ahmed schaute mich ernst und düster an; ich fragte ihn wiederholt, wo wir wären. Da seufzte er tief auf: „Allah“, rief er, will es; wir werden schwerlich mit dem Leben davon kommen; lenke das Kameel rechts, und gib mir zu trinken.« „Ahmed! ich habe kein Tröpflein Wasser! Du weißt, wie uns die Räuber überfallen haben!“

„Schmerz und Durst brennen wie Feuer in meinem Eingeweide, antwortete Ahmed und ließ das Haupt sinken; keine Quelle ist auf Tageweit zu finden; in die fürchterlichste Stelle der Gegend hat uns das Kameel getragen!«

Ich erschrack und lenkte das Kameel dahin, wo Ahmed es gewünscht; ich versuchte, ihn mit einigen tröstlichen Worten aufzumuntern; er nahm keinen Trost an, sondern mit einem verächtlichen Blicke sprach er zu mir, er sey ein Muselmann und brauche von keinem Christen Muth zum Leiden und Kraft zum Sterben zu lernen. Ich schwieg und versuchte zu beten; des Durstes Qual kam mehr und mehr auch über mich und wurde bald, gegen Mittag, wo die Sonne glühend brannte, zur furchtbarsten Pein; ich habe argen Hunger gelitten; allein, was ist des Hungers Qual gegen des Durstes Marter? ich dachte an Hagar und Ismael, die nicht weit von uns, von des Durstes Pein und Tod durch einen Engel des Herrn errettet worden; da flehte ich mit gläubigem Gemüth zu Gott und zur heiligen Jungfrau und bat, es möge auch für uns aus dem dürren Boden eine Quelle springen; mein Gebet wurde

erhört; doch nicht aus des Himmels Höhen, nicht aus der Erde Tiefen sollte uns das Wasser kommen; aus dem Bauche eines Thieres sollte uns die Rettungsquelle fließen. —

Es wurde Nachmittag und unsers Durstes Qual wurde furchtbar und unerträglich; noch schritt unser Kameel rüstig fort. Da sprach Ahmed: „Laß doch das Kameel niederknieen."

Ich folgte; das Thier knieete gehorsam nieder. Ahmed und ich stiegen ab. Ahmed sprach jetzt zu mir: »Christ, nimm deine Pistole und tödte das Thier!«

„Um Gottes willen! rief ich erschrocken und erstaunt; was sprichst du? wer tragt uns denn hinaus aus dieser Wüste, wenn das Kameel getödtet ist?«

Ahmed nahm, ohne ein Wort auf meine Gegenrede zu erwiedern, die Pistole und legte sie an das Ohr des Thieres; er drückte los, das Kameel sank lautlos nieder.

Dieß alles geschah in solcher Schnelligkeit, daß ich für die Rettung des Thieres nichts thun konnte. — „Ahmed!" schrie ich fast verzweifelnd, »was hast du gethan! jetzt erst, jetzt sind wir ohne Rettung verloren!«

„Wir sind gerettet, wenn Allah will!" war Ahmed's Antwort; »hilf mir den Bauch des Thieres ausweiden."

»Nimmermehr! ich trinke kein Blut!«

„Du wirst Wasser trinken Christ!"

„Wasser?" fragte ich erstaunt. „Wasser? du träumst Ahmed!«

»Du kennst nicht die Natur des Kameeles, des Schiffes der Wüste; sein Magen gleicht einem Wasserschlauche und ist mit Zellen angefüllt, in denen es das Wasser mehrere Tage aufbewahrt: erst gestern wurde es getränkt; noch muß sein Magen die Hälfte des Wassers in sich schließen!« —

Verwundert und fast ungläubig half ich Ahmed; wirklich, der Magen des Kameeles enthielt noch Wasser; es erquickte uns ungemein, obgleich ihm natürlicher Weise die Frische und Klarheit fehlte; wir fühlten uns so erleichtert, daß wir einige Stunden weiter gehen konnten; es wurde Nacht, und wir brachten sie in banger Noth zu; des Morgens gingen wir, entschlossen, das Aeusserste zu wagen, auf eine Stelle zu, wo wir von Ferne Rauch aufsteigen sahen; wir konnten mit Gewißheit annehmen, daß wir Räubern in die Hände gingen; die Spur des Rauches führte uns zu einem kleinen ärmlichen Dorfe; Ahmed ging entschlossen in die erste Hütte, wo zwei große Beduinen auf der Erde saßen und ihr Mittagmahl, einige Datteln, Durrabrod und Milch genossen. —

»Der Friede sey mit Euch!« sprach Ahmed, »nehmt zwei verirrte Wanderer auf.« —

»Gott helfe Euch!« war die Antwort der Araber, die jetzt mit der ihnen eigenen Gastfreundschaft uns einluden, ihr Mittagsmahl mit ihnen zu theilen; wir thaten es mit großem Appetit; Ahmed erzählte ihnen unser Schicksal, das sie mit Bedauern anzuhören schienen; Ahmed bat sie, uns Kameele zu leihen und den rechten Weg nach Mokka zu zeigen. »Wir wollen Euch selbst hinführen«, versprachen die Araber; und

sie hielten Wort; ohne besondere Beschwerde kamen wir, von ihnen geleitet, nach Mokka. —

Ahmed fand in Mokka Freunde, die ihn auf jede Weise unterstützen; auch ich hatte das Glück, einen biedern englischen Kapitain zu finden. Durch seine Vermittelung erhielt ich auf einem englischen Handelsfahrzeuge um einen höchst billigen Preis Gelegenheit, nach Europa zurückzukehren; ein halbes Jahr noch mußte ich auf dem Meere zubringen; wir umschifften das Cap der guten Hoffnung und landeten nach einer langen, doch im Ganzen glücklichen Fahrt zu Livorno.

Siebentes Kapitel.

Mignon.

Als ich an das Land stieg, war ich ein Bettler; die Kosten der Ueberfahrt hatten das Geld aufgezehrt, welches mir der edelmüthige Engländer zu Mokka geschenkt hatte; ich kam bettelnd, Noth und Hunger leidend, in die Nähe von Castello Monte; dort hoffte ich Bernhard, meinen guten Bernhard, zu finden und mit seiner Unterstützung wollte ich entweder auf das neue einen Dienst suchen, oder in die deutsche Heimath zurückkehren; Castello Monte fand ich wohl, aber Bernhard nicht mehr; er lag auf dem Gottesacker; da ging ich zu seinem Grabe und bittere Thränen flossen mir herab; während ich weinte und betete, kam ein kleines, abgemagertes Hündlein und suchte hungernd nach Speise; ich traute meinen Augen nicht,

als ich das Thierlein näher betrachtete und dennoch — es war so; es war Mignon; Mignon, der sonst so wohl beleibte Mignon, war zu einem dürren Gerippe abgezehrt; er, den kein Lüftchen anwehen durfte, der auf Daunen schlief, irrte jetzt in der trüben, regnerischen Witterung des Herbstes herum; er, der täglich Kaffee und Torten aus der Hand der Excellenz genoß, suchte hungernd noch nach einem Beinlein; der Wandel des Glückes ergreift überall; ich lockte voll Mitleiden Mignon; scheu und schüchtern kam das Thierlein; ich rief es bei dem Namen; da erkannte mich Mignon, er stieß ein schwaches Gebell aus, sprang freudig mir auf und leckte mir die Hand; ich reichte ihm Brod; er verschlang es hungerig und aß das Stück ganz auf; es war Morgens für mein Mittagsmahl bestimmt gewesen; ich ließ es ihm gerne. —

Ich konnte mir Mignons trauriges Geschick leicht erklären; auch die Excellenz, seine zärtliche Gebieterin, war gestorben und ihre Erben hatten das Hündlein als eine unnütze Last aus dem Schlosse gejagt. — Ich verließ den Gottesacker. Mignon folgte mir schmeichelnd; er begleitete mich bis zur Landstrasse; hier bedeutete ich ihm, er solle umkehren; freundlich und wedelnd schaute er mich an, als wollte er mich bitten, ich solle ihn mitnehmen. — Mich rührte die Treue und Verlassenheit des Thierleins.

„So gehe mit mir, Mignon“, rief ich; „der Herr wird uns beiden schon forthelfen.“ Als hätte er meine Worte verstanden, sprang er bellend in die Höhe und lief voran.

Es war die Zeit des Spätherbstes; das Laub fiel

von den Bäumen, dichte, feuchte Nebel breiteten sich bereits über Thal und Hügel und bittere Kälte machte in den Bergen das Reisen sehr beschwerlich; ich war mit Mignon bettelnd, Noth und Hunger leidend, bis an die Gränze Tyrols gekommen; da fühlte ich, daß meine Kräfte schnell und bedeutend abnahmen; mühsam konnte ich mich des nächsten Tages noch bis zu einer Alpenhütte schleppen; der Senne und sein Weib behielten mich die Nacht bei sich und gaben mir Milch, Brod und Branntwein; ich that die ganze Nacht kein Auge zu; als ich des Morgens von meinen Wirthsleuten Abschied nahm und weiter gehen wollte, sank ich schon bei der Thüre todesmatt um; mitleidig trugen mich die guten Leute auf mein Strohlager zurück und halfen mir, so gut sie konnten. Der Senne deckte mich warm zu, sein Weib kochte mir eine Suppe mit Eyern und bestrich mich fleißig mit Kirschengeist. Ich wurde mit jedem Augenblicke schwächer; Mignon drückte sich ängstlich an mich und leckte meine Hände; eine tödtliche Kälte drang durch meine Glieder; ich wurde ohnmächtig; ich fiel gegen Abend in jenen Zustand, den man Scheintod nennt. —

Ein peinlicher, fürchterlicher Zustand, den ich nicht weiter ausmalen will; eine kalte, schwere Last lag auf meinem Herzen; eine grausame Hand schien meine Augen zuzudrücken; ich konnte sie trotz aller Anstrengung nicht öffnen; auch mit der äußersten Mühe, vermochte ich nicht, auch nur einen Finger der Hand zu bewegen; alles war an mir kalt, starr und todt; nur mein Gehör war mir geblieben; ich hörte das Aechzen Mignon's, der alle Theile meines

Körpers beleckte, bald laut bellte, als wollte er mich aus dem Todesschlummer wecken, bald in ein klägliches Gewinsel ausbrach. —

„Gertrude!“ sprach der Senne; „der ist todt! — Gott gebe ihm die ewige Ruhe.“ Bei diesen Worten besprengte er mich mit Weihwasser und machte das Kreuz.

„Gertrude, zünde das geweihte Licht an und gib ihm einen Rosenkranz in die Hand!“

Gertrude ging fort und brachte die Wachskerze und gab mir den Rosenkranz in die Hand; hierauf knieeten sie sich nieder und beteten die Todtenlitaney über mich. Als sie vom Beten aufstanden, sprach der Senne zu seinem Weibe: „Gertrude! jetzt lege dich schlafen; ich will die Nacht aufbleiben und einen Sarg zimmern; zu Zeiten will ich schon nachsehen, was der Todte macht; der ist und bleibt todt, morgen will ich ihn einscharren!“

Mir ging bei diesen Worten ein glühendes Schwert durch das Herz. Lebendig begraben zu werden, und morgen schon! Alles bot ich auf, auf das Aeusserste strengte ich mich an, ein Zeichen des Lebens zu geben und dem drohenden, fürchterlichen Elende zu entgehen; umsonst; alles war in mir gelähmt und gebunden.

Gertrude war es zufrieden; sie lockte jetzt Mignon, allein das treue Thier wollte mich um keinen Preis verlassen. „Nun so bleibe bei ihm, sprach gerührt Gertrude; ich will dir eine Milchsuppe bringen, daß du nicht hungerst; du darfst bei uns bleiben, denn ich sehe, du hast ein treues, gutes Herz.“

Ja, das hatte Mignon; die hingestellte Milch berührte er durchaus nicht; jammernd kroch er zu mir herauf, und legte sein Köpflein auf meinen Hals; immer weiter kam er hinab, bis er endlich über die Brust, auf die Herzgrube zu liegen kam, dort blieb er. Die Wärme dieses Thieres, die jetzt gerade auf jenen Punkt, auf die Herzgrube, sich ergoß, wo mein ganzes Leben sich hingeflüchtet, wirkte wunderbar auf mich. — Ich dachte an den armen Lazarus, über den sich die Hunde erbarmt, und seine Wunden geheilt hatten. Ich fühlte, wie die schwere, tödtliche Kälte von mir zu weichen begann. Der Senne trat jetzt ein. »Ei, Hündelein«, sprach er, »wenn du halt deinen Herrn lebendig machen könntest! wie ein Hühnlein kommst du mir vor, das ein Ey ausbrüten soll! aber dein Herr ist todt und bleibt todt!« — Mignon stieß ein klägliches Geheul aus. Der treuherzige Senne tröstete ihn mit liebreichen Worten und versprach ihm, er wolle ihn bei sich behalten, und ihn gut füttern. »Aber gelt, Hündelein«, fuhr er fort; »es friert dich; warte, du sollst gleich ein Feuer haben!« Er brachte jetzt die Späne, die bei dem Zimmern des Sarges abgefallen waren und bald brannte ein helles Feuer; mir that die Wärme so wohl, die sich jetzt durch die Kammer breitete; Mignon ruhte fortwährend auf meinem Herzen und sein leises Aechzen unterbrach die Einsamkeit und die Stille der Nacht; ich fühlte mich in etwas erleichtert; ich konnte beten; von Mignon aus schien eine geheimnißvolle Kraft meinen Körper zu durchströmen; es gab Augenblicke, wo ich die Starrheit meiner Glieder zu bezwingen hoffte; sie widerstrebten noch

immer; doch konnte ich hoffen, wenn Mignon nur einige Stunden noch auf meinem Herzen ruhte, und das Feuer nicht erlösche, daß mein schwerer Schlummer sich mit Erwachen endigen würde! Wie habe ich dort gerungen! wie dort gebetet!

Es wurde Morgens. Der Senne trug jetzt mit Gertrude den Sarg herein; ich hörte den schauerlichen Ton, den er beim Niedersetzen von sich gab. Ein Schauer zerriß mein Gebein; meine Natur empörte sich; jede Fiber schien in mir zu beben und zu zittern, ich wollte mich erheben und konnte doch nicht; sie faßten mich an und wollten mich von dem Strohbett in den Sarg legen; wüthend fuhr Mignon auf den Sennen los; als wüßte er, es gälte mein Leben, und biß ihn in den Finger. „Ei, du böses Thierlein", zankte der Tyroler; „was beißt du mich? ich meine es ja gut mit deinem Herrn und will ihm ja die letzte Ehre erweisen. Gertrude nimm ihn bei den Füssen; es geht schon!"

Sie faßten mich; Verzweiflung durchzuckte mich; ein durchdringendes Geheul stieß der arme Mignon aus; ich lag in dem Sarg; Mignon fuhr auf das neue wüthend auf den Sennen los, als er den Deckel auf mich legen wollte; da fühlte ich meine Lebenskraft erwachen; ein schwacher Schrei entwand sich meiner gequälten Brust, ich rief: Jesus! und suchte mich in etwas aufzurichten. Sobald dieß der Senne und Gertrude sahen, ließen sie erschrocken den Deckel des Sarges fallen und liefen eiligst hinaus. —

Ich rief ihnen nach; sie gaben mir in ihrem Entsetzen keine Antwort! aber Mignon sprang in höchstem

Jubel auf mich und bellte und liebkosete mich auf jede Weise; ich drückte das gute Thierlein an mich, und herzte es dankbar und in tiefster Rührung; es war nächst Gott, Mignon mein Retter gewesen; ich weinte bald, bald lachte ich und rief wiederholt dem Tyroler. —

Dieser kam endlich scheu und schüchtern, ein geweihtes Kreuz in der Hand, machte die Thüre ein wenig auf und rief: »Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!«

»Ich auch; ich lobe und preise Gott über Alles; denn er hat Großes an mir gethan; kommt nur herein und helft mir!«

Der Tyroler faßte Muth, machte die Thüre etwas weiter auf, und steckte seinen Krauskopf ein wenig herein. —

„Mein", begann er; „um Jesu willen, sey aufrichtig und sage mir, woher kommst du eigentlich? todt bist du einmal gewesen; aus dem Himmelreiche kommst du nicht; denn da wärest du wohl dort geblieben; sage mir, also kommst du aus der Hölle? so bitte ich dich kehre nur gleich wieder um; ich kann nichts dafür, daß du ohne die heiligen Sakramente gestorben bist; wir sind ehrliche katholische Christen und wollen mit den höllischen Geistern nichts zu thun haben; — also gehe im Frieden wieder hin, wo du hergekommen bist; willst du aber nicht, so hole ich die Capuciner von Imst; die werden dich schon zwingen."

„Ach lieber Senne", antwortete ich; „ich komme ja nicht aus der Hölle." —

„Also kommst du aus dem Fegfeuer! o, du arme

Seele, wie erbarmst du mich! Da kann ich dir ja doch ein bislein helfen! schaue, du arme Seele! ich will meine Kuh verkaufen und dir alle Woche eine heilige Messe lesen lassen und dazu jeden Tag mit meinem Weibe einen Rosenkranz für deine Erlösung beten; ich sage dir aber, ich thue es nicht ganz umsonst; du mußt auch für mich beten, wenn du in dem Himmel bist, damit ich auch zu dir komme."

„Lieber Senne!" rief ich mit kläglicher Stimme, „das will ich ja eben, daß ihr zu mir kommt; seht mich nur an; ich lebe ja noch, ich bin ja nicht todt!"

Der Senne schüttelte mißtrauisch den Kopf und ging fort, sein Weib zu holen. — Nicht ohne Mühe konnte ich endlich die guten Leute überzeugen, daß ich wirklich noch lebe und mein Zustand nur ein Scheintod gewesen sey. — „Es ist sehr gut, versicherte der treuherzige Tyroler, daß du wieder lebendig geworden bist; ich hätte meiner Treue dich eingegraben!"

Die guten Leute hielten mich bei sich, bis ich nach vier Wochen gänzlich genesen war und ohne Gefahr weiter reisen konnte. — Mit Wehmuth und Dank schied ich von ihnen und bat Gott, ihnen zu lohnen, was sie Gutes und Liebes an mir gethan hätten. Ich zog also weiter; wohin aber, das wußte ich selbst nicht; bald wollte ich nach der Heimath wandern und Christinen aufsuchen, bald hatte ich Lust, als Veterinärarzt bei einem österreichischen Kavallerie-Regimente Dienst zu suchen; allein es war jetzt Friede und man hatte der Soldaten und der Militärbeamten überall mehr als genug, auch andere Versuche, bei Herrschaften als Kutscher oder Bediente unterzukommen, schlu-

gen fehl; nichts wollte mir glücken; der Winter war vor der Thüre; ich mußte oft hungern und des Nachts im Walde schlafen; eine Bitterkeit, eine Unzufriedenheit des Herzens bemächtigte sich, wie niemals, meiner Seele; ich wurde kleinmüthig und verzagt; ich gab alle Hoffnung auf, daß mir auch bessere Tage blühen würden; des Lebens und der beständigen Drangsale müde, beschloß ich mehr als einmal, mir das Leben zu nehmen; die Versuchung dazu war oft sehr heftig; allein Gottes Gnade und mein Schutzengel ließen mich nicht so tief fallen. — Ihnen sey tausendfach gedankt! —

Achtes Kapitel.

Unverhofftes Glück.

So war ich denn mit meinem Mignon, dessen Treue und freundliche Liebkosungen mich so oft getröstet hatten, bis nach Füssen im Schwabenlande gekommen. In der Nähe des Städtleins begegnete mir ein herrlicher Wagen mit zwei schönen Pferden; ein Herr, wohlbeleibt und wohlgekleidet, saß darin und schmauchte behaglich sein Pfeiflein. — Ich bat ihn demüthig um ein Almosen. „Was will er?“ fuhr er mich an; „er junger, starker Vagabund bettelt! packe er sich fort und schäme er sich!“ Diese Schmähworte drangen, wie Schwerter, durch meine Seele; wenn der Mann nichts geben wollte, mußte er denn mich so bitter kränken? o, die hartherzigen Reichen! Es

traten mir Thränen in die Augen; ich fühlte mich so elend, daß ich mich an einem Baum vor Schwäche lehnen mußte. Auf das neue kam mir der Gedanke, mich zu tödten, und zwar heftiger, als je; ich war — Gott verzeihe es mir — fast schon gänzlich entschlossen, dieß Leidensleben, diese grausame Menschen zu verlassen; ich überlegte nur, welche Todesart in meiner Lage die sicherste und kürzeste sey; ich blickte umher; einige hundert Schritte lag ein Fischteich; ich war ganz allein, niemand konnte mich hindern. Ich ging dem Teiche zu: „Stürze dich hinein, rief es mir unaufhörlich zu; es ist bald vorbei und Gott ist barmherziger als die Menschen!“ Ich war ganz nahe zu dem Teiche gekommen, da sprang Mignon aus den nahen Büschen mit fröhlichem Bellen und liebkosend zu mir auf, er leckte mir die Hände; mit seinen treuen, freundlichen Augen schaute er mich so liebevoll an und erwies mir alle seine treuherzigen Liebkosungen; niemals war er so zärtlich gewesen; es war, als wüßte er, was ich im Sinne hätte und als wollte er mich bitten, bei ihm zu bleiben. Ich blieb stehen. Der Gedanke, was nach meinem Tode aus dem guten, treuen Thiere werden würde, fiel mir jetzt zentnerschwer auf das Herz; Mignon war dann ganz verlassen und er hatte mir doch in den Tyrolerbergen das Leben gerettet. Ich zog Mignon zu mir und herzte ihn; ich wurde jetzt milder gestimmt; bessere Gedanken regten sich in mir; ich dachte an Christinen. „Mit deiner Noth muß auch dein Vertrauen steigen!“ hatte sie oft zu mir gesagt; „wenn Menschen dir nicht helfen wollen, so ist es ein Zeichen, daß

dir Gott selbst helfen will, und eine solche Hilfe ist die allerbeste!"

Und wirklich, das himmlische Licht des Glaubens und des Vertrauens strahlte mir jetzt wieder; beschämt hob ich die Augen zum Himmel, und bat den Vater um Verzeihung; ich setzte Mignon auf die Erde; fröhlich sprang er in die Büsche und mit Verwunderung sah ich, wie er zurückkommend, eine lederne Brieftasche daher zerrte; er legte sie, sogleich auf meinen Ruf gehorsam zu meinen Füssen nieder; ich untersuchte die Tasche und fand sie zu meinem größten Erstaunen mit Banknoten und Wechseln angefüllt, deren Betrag sich auf 80,000 Gulden belief. Ich hatte noch vor wenigen Augenblicken keinen Pfenning in der Tasche; jetzt hatte ich 80,000 Gulden; freilich, sie gehörten nicht mein; aber es ist für einen Blutarmen, der Jahrelang Entbehrungen aller Art erduldet, ein ganz eigenes Gefühl, auf einmal zu Geld zu kommen; bald empfand mein Herz Jubel und Entzücken; denn ich durfte bei einem so reichen Funde gewiß von Seite des Eigenthümers eine große Belohnung erwarten, und mein Elend gab mir das Recht, sie anzunehmen; bald dachte ich an die Pflicht, das Geld dem wahren Eigenthümer einzuhändigen, und ich sah wohl, daß dieß so leicht nicht wäre; denn bei genauer Untersuchung fand ich durchaus nichts in der Brieftasche, was zur Entdeckung des Eigenthümers führen konnte. —

Ich beschloß also mit möglichster Vorsicht zu handeln, und die Brieftasche auf das Beste zu verwahren. Freudig und dankbar drückte ich Mignon, den

eigentlichen Finder, an mich und ging in das Städtlein. — Gott wollte auch, daß ich zu Füssen von barmherzigen Leuten ein reiches Almosen empfing, so daß ich mir seit langer Zeit wieder einen guten Tag aufthun konnte, wobei auch Mignon, mein treues Thierlein, auf das Beste bedacht wurde. — In Füssen konnte ich nichts erfragen, wer die Brieftasche verloren; ich stellte nur still und vorsichtig Nachforschungen an; denn ich hatte mir vorgenommen, sie in Person dem Eigenthümer zu übergeben, damit sie ja sicher in die rechten Hände käme und mir keine Verantwortung darüber aufgebürdet würde. — Suchend und fragend war ich bis Lindau gekommen; dort ging ich in ein Wirthshaus, um mein Mittagsmahl, Bier und Brod einzunehmen; ich setzte mich an einen Tisch, und aß und trank; die Wirthsstube füllte sich mit Leuten; bald bemerkte ich, daß der Gegenstand ihres Gespräches eine Brieftasche sey, welche ein reicher Kaufmann von Augsburg bei Füssen verloren hätte. Wie horchte ich auf! kein Wort entging mir. —

„Es ist so, Nachbar", begann jetzt einer der Gäste; wenn Ihr es mir nicht glauben wollt, so leset es selbst; hier ist die Augsburger Zeitung." —

Der Nachbar las. — „Wahrhaftig, Ihr habt Recht; den vierten Theil bekommt der, welcher sie findet und zurückbringt; ich wollte, ich wäre das Glückskind! Die Brieftasche des Alten ist immer gut gespickt!"

„Ich wollte", sprach ein anderer, „die Brieftasche würde gar nicht gefunden; dem alten Knauser schadet es doch nicht, und es wäre ihm eine tüchtige Lehre, für

die Zukunft sein Vertrauen auf andere Dinge, als auf Geld zu setzen; ich habe ihn oft zu Augsburg gesehen; der Geldstolz sieht ihm überall heraus."

So sprachen sie noch lange nach ihrer Weise über die verlorne Brieftasche und den Kaufmann. — Ich bat jetzt voll Begierde um das Zeitungsblatt. „Da habt Ihr es, sprach lachend einer der Gäste, wollt Ihr vielleicht nach der Brieftasche suchen? es könnte Euch nicht schaden, wenn Ihr sie findet! Glück auf!"

Ich suchte mich, so viel als möglich, zu fassen, und meine innere Bewegung zu verbergen; ich las das Blatt mehr als zehnmal; ja, es war so; dem Finder war der vierte Theil der verlornen Summe verheißen; der Name des Kaufmanns und seiner Wohnung waren genau und deutlich angegeben; mein Herz jauchzte vor Freuden auf; ich war kein Bettler mehr, nein, ich war ein reicher Mann; 20,000 Gulden gehörten mein! ich hatte Mühe meine Thränen zurückzuhalten; ich drückte Mignon, den eigentlichen Finder der Brieftasche und — nächst Gott — den wahren Begründer meines zeitlichen Glückes, so heftig an mich, daß das arme Thierlein fast aufschrie. — Ich berichtigte sogleich meine Zeche und eilte fort.

Wie ich von Lindau nach Augsburg kam, weiß ich noch heute nicht; jeder Schritt ward mir so leicht; ich lief mehr, als daß ich ging; was machte ich für Pläne, wie ich das Geld benutzen und mir für die Zukunft eine bequeme, sorgenfreie Existenz sichern wollte! Wie oft dachte ich hierbei nicht an Christinen, und an die Freude, die sie über mein Glück

empfinden würde! wie oft herzte und liebkosete ich nicht meinen Mignon!

Am Feste des heiligen Franz Xaver stand ich vor dem Hause des reichen Kaufmanns; der Bediente wollte mich, der ich freilich abgerissen und abgemagert aussah, gar nicht zur Thüre herein lassen; als ich ihm aber sagte, daß ich seinem Herrn die verlorne Brieftasche brächte, da führte er mich sogleich die schönen Treppen hinauf, und eilte voraus, seinem Herrn die Freudenbotschaft zu melden. Der Kaufmann stürzte aus seinem Zimmer heraus, mir entgegen, als wollte er mich packen.

„Wo hast du die Brieftasche? gib sie her! wo hast du sie gefunden?“

Ueberrascht schaute ich dem Kaufmann in das Gesicht; was eine geheime Ahnung mir schon öfters zugeflüstert hatte, zeigte sich jetzt als wahr; wirklich, es war jener Mann, der mir bei Füssen auf eine so schnöde Art ein Almosen verweigert hatte.

„Herr!“ war meine Antwort; „hier ist die Brieftasche; Ihr habt sie bei Füssen verloren; erinnert Ihr Euch noch an den armen Mann, dem Ihr auf eine so kränkende Weise eine kleine Gabe versagtet? Der bin ich!“

Der Kaufmann stand betroffen; er nahm hastig die Brieftasche, murmelte, wie zur Entschuldigung, einige unverständliche Worte und hieß mich in sein Zimmer eintreten. Der Diener brachte mir auf des Herrn Befehl Wein und Brod; während ich es mir trefflich schmecken ließ und auch meinen Mignon füt-

terte, sah der Kaufmann mit größter Aufmerksamkeit alle Papiere der Brieftasche durch. —

„Es ist Alles richtig", sprach er; „du bist ein ehrlicher Bursche"; jetzt mußte ich ihm den ganzen Hergang erzählen. „Nicht wahr, Herr, dort, als wir uns zum erstenmal sahen, dachtet Ihr auch nicht, daß Euch der Bettler einen so großen Dienst erweisen könnte. — Nehmt mir es nicht in Uebel, Herr! daß ich so spreche; ich thue es nicht, um mich zu loben; denn ich that blos meine Schuldigkeit; aber wehe, recht wehe, habt Ihr mir mit Euern harten Worten gethan; darum bitte ich Euch, behandelt in Zukunft doch die Armen mehr barmherzig und weniger verächtlich."

„Laß es gut seyn", sprach er nicht ohne Beschämung; „es ist dein Unglück nicht, daß du mir begegnet bist; ich habe demjenigen, welcher mir die Brieftasche mit dem vollen Betrage zurückbringt, den vierten Theil des Werthes versprochen; hier hast du ihn; es sind 20,000 Gulden." Bei diesen Worten schob er mir einen Theil der Banknoten zu.

Wie mir damals zu Muthe war, kann ich nicht beschreiben; ich hob die Hand darnach auf und ließ sie wieder sinken. Der Kaufmann bemerkte es und ein seltsames Lächeln schwebte um seine Lippen.

„Was willst du mit dem Gelde anfangen?" fragte er mich jetzt.

„Herr! ich weiß nicht; gebt mir einen guten Rath!" war meine Antwort.

Der Kaufmann rieth mir jetzt, das Geld in seiner Handlung liegen zu lassen; er erbot sich, mir das

Capital zu 6 Procent zu verzinsen; jeden Monat könnte ich dann hundert Gulden bei ihm abholen. Hundert Gulden jeden Monat! nie in meinem ganzen Leben hatte ich so viel Geld besessen, und jetzt sollte ich jeden Monat eine solche Summe einnehmen! der Kaufmann zählte mir nun sogleich zweihundert Gulden auf und rieth mir, eine ordentliche Kleidung mir anzuschaffen und erbot sich, so lange ich mich in Augsburg verweilte, mir unentgeldlich die Kost zu reichen; ich dankte ihm, wie es sich gebührte. —

„Ihr seyd noch ein junger Bursche, begann jetzt der Kaufmann; es wäre Schade, wenn Ihr in Müssiggang Euer Geld verzehren würdet; habt Ihr ein Geschäft gelernt? oder wozu hättet Ihr denn eigentlich wohl Lust?«

Ich wußte anfangs nicht, was ich auf diese Frage antworten sollte; müssig gehen konnte und wollte ich nicht; allein über meinen künftigen Beruf war ich noch keineswegs mit mir Eins geworden; ich erwiederte dem Kaufmann, ich wollte es mit Gottes Hilfe überlegen und ihm von ganzem Herzen danken.

„Thut das! jetzt gute Nacht; heute seyd Ihr mein Gast und schlaft bei mir; Morgen werde ich Euch in ein gutes Wirthshaus führen lassen.“

Auf sein Schellen erschien der Bediente, der mich heraufgewiesen, und führte mich, unter vielen Complimenten in ein prächtiges Zimmer, kam aber sogleich wieder und brachte mir ein herrliches Nachtessen mit Bier und Wein. —

Ich konnte weder essen noch schlafen; ich fütterte Mignon und dieser erhielt wieder seit Jahren ein

Mahl, wie er es nur bei Lebzeiten der Excellenz genossen; er ließ es sich auch trefflich schmecken; ich aber knieete mich nieder und betete aus der Fülle eines dankbaren und gerührten Herzens zu Gott. — Als ich mich des Gebetes und der Pflicht der Danksagung gegen Gott entledigt hatte, begann ich darüber nachzudenken, was ich denn eigentlich für ein Geschäft mit meinem Gelde beginnen sollte; bald wollte ich ein Kaufmann werden, bald mir ein Landgütlein kaufen; allerlei Gedanken durchflogen mein Gehirn. Da schmiegte sich Mignon, der sein Mahl geendet, liebkosend an mich und legte sein Pfötlein auf meine Hand und schaute mich freundlich mit seinen treuen, klugen Aeuglein an, als wollte er sich für die guten Bißlein bedanken. Gerührt drückte ich das Thierlein an mich. Da schien es auf einmal in mir helle zu werden. „Wie, rief es innerlich in mir, du weißt nicht, wozu dich Gott berufen? Du willst dankbar seyn und weißt du denn nicht, wem du, nächst Gott am meisten zu danken hast? Das Fleisch, das du heute genossen, wer hat es dir gegeben als das Kalb? wer gab dir die Milch zum Frühstück, als die Kuh? das Brod, das dich so oft gesättigt, wurde mit dem Schweiße der Stiere und der Pferde gesäet; die Schuhe, welche deine Füsse vor Steinen und Dornen schützen, gab dir die Haut des Rindes; das Kleid, welches dich wärmt, dankest du es nicht der Wolle des Schafes? weißt du noch, wie du, ein Kindlein ausgesetzt, hinter Büschen hilflos lagest, bis der alten Liese Hund dich fand? wer wachte treuer bei dir, als er? nährte denn nicht eine Ziege dich mit ihrer Milch?

erinnere dich, daß du verlassen unter Schafen und Lämmern lagest und sie dich in des Winters Kälte mit ihren Leibern wärmten, mit ihrer Milch deinen Durst stillten, mit ihrem Lecken deine Blatterwunden heilten! weißt du noch, wie dein Fuchs, das treue Thier, mit dem Wolf um dein Leben rang und für dich starb? kennst du noch Phylar's Treue? was that Castor wohl für dich? zweimal hat er dich von grausamem Tode errettet und den Rettungssprung mit dem Leben gezahlt; weißt du, wer in der Wüste Glut dir des Durstes Qual löschte? war es nicht ein Kameel? wer zog dich aus der Lavine Last, aus des Schnees Eis, als der starke Hund der Augustiner? Und Mignon, Mignon, weißt du noch, wie er mit seinem Leibe dein erstarrtes Herz erwärmte und dich von dem furchtbaren Tode des Lebendigbegrabens errettete? wer fand die Brieftasche? du oder Mignon? wem dankst du deinen Reichthum? Von Jugend auf, hast du die Thiere lieb gehabt und sie dich; mit ihnen hast du dich gefreut, und deine Freude war es, ihre Schmerzen zu lindern; durch Gottes Fügung hast du bei verständigen Leuten viel in der Thierheilkunde gelernt; wie, wenn es Gottes Wille wäre, daß du ein tüchtiger Thierarzt würdest? Hans, du würdest dann nicht blos ein Segen für die Thiere, sondern auch für die Menschen, die mehr oder weniger dennoch alle von den Thieren leben; du konntest als Knabe weinen, wenn du der Thiere Leid und Stöhnen hörtest? ist dein Herz jetzt härter geworden? Sieh, wie leiden oft die Thiere so schwer, so bitter! sie leiden, Hans, für den Menschen; denn ihm opfern sie Alles;

Schweiß und Kraft, Blut und Leben! verdienen die Thiere, die Alles für den Menschen hingeben, für ihn leben, für ihn sich tödten lassen, denn nicht auch, daß ein Mensch sich ihrer mitleidig annimmt und ihre Krankheiten kennen lernt, ihre Schmerzen heilt? Hans, laß dich durch das Geld nicht blenden! fahre fort, wie du angefangen hast; sey dankbar! werde ein Thierarzt, um der Thiere, um der Menschen, um Gotteswillen! Sieh, der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes; das Freudengeschrei der Thiere, die du gerettet oder deren Schmerzen du gelindert hast, wird wie ein Gebet zu Gott dringen und er wird dir Alles reichlich vergelten!"

Nur zu wahr war Alles, was die innere Stimme zu mir sprach; ich hatte an den Thieren eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen und ich beschloß, es auch zu thun. Morgens entdeckte ich meinen Entschluß dem Kaufmann; er lächelte auf seine gewohnte, kalte Weise: „Menschen zu kuriren brächte mehr Geld und Ehre", bemerkte er; „doch der Geschmack ist verschieden; allerdings, es muß auch Thierärzte geben; da habt ihr Recht; wenn Ihr also ein Thierarzt werden wollt, so wünsche ich nur, daß Ihr ein recht tüchtiger werdet; sagt mir nur, ob und wie ich Euch dabei helfen kann."

Ich dankte ihm und bat ihn, er möge nur die Verwaltung meines Vermögens, wie er versprochen, auf sich nehmen. Der Kaufmann wiederholte sein Versprechen und noch an diesem Tage wurde der Contract gerichtlich zwischen uns abgeschlossen. —

Ich sehnte mich jetzt nach einer Kirche; ich hatte

Gott so viel zu danken. Ich that es auch mit gerührtem Herzen und versprach Gott, seiner Wohlthaten und Gnaden nie zu vergessen. — Als ich mich aus der Kirche entfernte, bemerkte ich, daß mir ein junges, schlankes Mädchen schüchtern nachging. — Es war noch Dämmerlicht und ich konnte ihre Gesichtszüge nicht unterscheiden; ich ging langsamer; da hatte sie mich bald eingeholt.

„Hans!" rief eine bekannte Stimme, „kennst du mich denn nimmer?"

Es war Christine; mit herzlicher Innigkeit begrüßten wir uns; vor Freude und Ueberraschung konnte ich anfangs kein Wort sprechen; stumm hielt ich ihre Hand in der meinen, und schaute in die treuen, lieben Züge ihres freundlichen Gesichtes. —

„Hans! ich sah dich in der Kirche", begann jetzt Christine; „ich knieete nicht weit von dir; ich sah deine abgemagerte Gestalt, deine abgerissene Kleidung; da ging es mir wie ein Schwert durch die Seele und Thränen über deine Noth kamen mir in die Augen. Du betetest so fleißig! da wurde ich wieder getröstet und dachte mir: Wenn es ihm auch recht schlecht gegangen ist — die Hauptsache, ein frommes, andächtiges Herz ist ihm doch geblieben! auch über ihn wird sich Gott einst erbarmen und ihm zur rechten Zeit auch gute Tage schicken. Hans! da betete ich recht eifrig für dein Wohlergehen, und ich meine, Gott wird mein Gebet zu Gnaden aufnehmen." —

„O du gutes, treues Herz!" rief ich tief gerührt!

„Sieh, Hans! ich bin in einem guten Dienste,

bei einem geistlichen Herrn; denn die Base ist drei Jahre schon todt; mein Herr ist fromm und recht barmherzig; zu ihm will ich dich führen und er wird sich gewiß deiner annehmen, und für dein Fortkommen sorgen; ich will ihn recht darum bitten. — Hans, weißt du noch, wie wir beim Hüten Alles mit einander theilten, Milch, Brod, Butter und Käse? was das eine nicht hatte, das hatte ja das andere und gab es willig her; Hans, ich habe mir etliche Gulden zusammengespart; ich will sie dir geben, ich bitte, verschmähe doch die kleine Gabe nicht! Gott weiß, wie du mich kränken würdest."

„O meine Christine!" rief ich mit steigender Bewegung; „deinen letzten Heller willst du mit mir theilen! Du gutes, liebes Mädchen! Höre denn, ich bin nicht arm; ich bin reich!"

„Reich? Hans! Reich?" fragte sie kopfschüttelnd, „dein Anzug —

Zeigt nicht von Reichthum! Christine! da hast du ganz Recht", erwiederte ich lächelnd; „aber es ist doch so; ich bin reich!"

In der Kürze erzählte ich ihr Alles; da weinte sie Thränen der Freude und lobte und pries Gott. —

Mein übrige Geschichte ist kurz und einfach; zwei Jahre verwandte ich auf das Studium der Thierheilkunde; nachdem ich mich auf den besten Lehranstalten und in den besten Gestüten ausgebildet hatte, kaufte ich mich hier an und treibe seit fünfzehn Jahren die thierärztliche Praxis; wer meine Gattin wurde, ist leicht zu errathen; ich lebe mit Christine in der glücklichsten Ehe; sie theilt meine Liebe zu den Thieren und so lieb

habe ich meinen Beruf gewonnen, daß ich ihn um keinen andern vertauschen möchte.

»Gnädiger Herr, gnädige Frau! das ist meine Geschichte; sie erklärt deutlich, warum ich Thierarzt geworden bin.« —

Der Graf reichte ihm gerührt die Hand. „Ihre Geschichte hat mich sehr ergriffen“, sprach er; „Sie sind ein würdiger Mann; ja, der Gerechte erbarmt sich des Viehes, das alles für den Menschen opfert; Schande über den Menschen, der gegen die Thiere undankbar sein kann.“

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lautenschlager, Othmar

Maria hilft und der Thierarzt Zwei Erzählungen für die reifere Jugend

Augsburg 1842

Paed.pr. 2025
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760367-6